

Wann ist ein Mann ein Mann?

_____ **Schwerpunkt:** Wie Vorstellungen von Männlichkeit die Welt prägen _____ **Meinung:** Weshalb Kameruns Regierung unter Präsident Biya ihren Führungsansatz überdenken muss _____ **Aus aller Welt:** Die ausbleibenden Auslandshilfen der USA haben in Südafrika zu einem gefährlichen Schwarzmarkt für HIV-Medikamente geführt _____ **Aus aller Welt:** Die ugandische Aktivistin Agather Atuhaire spricht über ihre Entführung in Tansania _____



Meinung — 5

- 5 Kameruns Regierung unter dem 92-jährigen Präsidenten Paul Biya muss ihren Führungsansatz überdenken**
Epah Mfortaw Nyukechen
- 8 Brasilien positioniert sich als Verfechter von Werten, die andernorts ins Wanken geraten, wie Klimaschutz, multilaterale Zusammenarbeit und Rechtsstaatlichkeit**
Eva-Maria Verfürth

„Gerade in einer Zeit, in der sich die internationale Ordnung verschiebt und Demokratien weltweit unter Druck stehen, lohnt es sich, Brasilien im Blick zu behalten.“

Eva-Maria Verfürth, S. 8

Der erneute Wahlsieg von Kameruns Dauer-Präsidenten Paul Biya frustriert junge Leute, S. 5.



Foto: picture alliance/Xinhua News Agency/Wang Za

Aus aller Welt — 10

- 10 „Mein Herz blieb unter den Trümmern“ – persönlicher Bericht einer palästinensischen Journalistin über ihre Flucht aus Gaza-Stadt**
Ansam Al-Kitaa
- 13 Nach dem Wegfall von US-Hilfen besorgen sich manche HIV-Patient*innen in Südafrika ihre Medikamente unter gefährlichen Bedingungen auf dem Schwarzmarkt**
Ray Mwareya
- 16 Die ugandische Menschenrechtsaktivistin Agather Atuhaire spricht über ihre Entführung in Tansania, staatliche Repressionen und ostafrikanische Solidarität**
Agather Atuhaire im Interview mit Grace Atuhaire
- 20 Heutzutage: Wie Frauen in Indien trainieren, für sich einzustehen – nicht nur mit Selbstverteidigung**
Roli Mahajan



Foto: Agather Atuhaire

Die Menschenrechtsaktivistin Agather Atuhaire musste Repression am eigenen Leib erfahren, S. 16.

23 — Schwerpunkt — Wann ist ein Mann ein Mann?

- 24 Wo Männer sich vom patriarchalen Rollenbild befreien, profitieren beide Geschlechter**
Jörg Döbereiner
- 25 Aus psychologischer Sicht haben Männer in Afrika und anderswo ein Interesse daran, Männlichkeit neu zu definieren**
Oluyinka Ojedokun
- 28 Wie sich junge Südsudanesen zwischen Tradition und Moderne neu erfinden**
Alba Nakuwa
- 31 Der Beruf des Fernfahrers ist in Mexiko eine klassische Männerdomäne, doch sitzen auch immer mehr Frauen hinter dem Steuer**
Montserrat Bustos Cardona
- 34 In Kenia ist die gesellschaftliche Vorstellung von Männlichkeit aus vielen Gründen im Wandel begriffen**
Stephen Mutie
- 37 „Eine humorvolle Herangehensweise hilft“ – wie ein ugandischer Beziehungstrainer Männer zum Nachdenken bringt**
Godfrey Mukalazi im Interview mit Monika Hoegen
- 40 Eine NGO in Bolivien arbeitet mit Männern, die Gewalt gegen Frauen verübt haben**
Martha Noya im Interview mit Betty Rosa Choque
- 43 Auch Männer erleiden sexualisierte Gewalt – eine TV-Serie trägt das Tabuthema in die breite Öffentlichkeit**
Sonja Peteranderl
- 46 Wie autoritärer Maskulinismus in einer sich neu ordnenden Welt an Macht gewinnt**
Birgit Sauer

Foto: Mit freundlicher Genehmigung der AFIKARIS Gallery und des Künstlers



Titelbild: [###Pharaons@des crevasses.org](https://www.descrevasses.org) von Jean David Nkoti (siehe S. 4).

Das traditionelle Bild des dominanten Mannes erlebt derzeit eine Renaissance, auch weil Männer in Machtpositionen es gezielt einsetzen, um autoritär zu regieren. Darunter leiden besonders Frauen; nicht wenige von ihnen bezahlen mit ihrem Leben. Auf der anderen Seite setzen sich mehr und mehr Männer für Gleichberechtigung und weniger enge Geschlechterrollen ein. Davon wiederum profitieren sowohl Frauen als auch Männer.

KÜNSTLER

Jean David Nkot

Instagram: @jeandavidnkot

Der Maler und Bildhauer Jean David Nkot lebt und arbeitet in Douala, Kamerun, wo er 1989 geboren wurde. Er interessiert sich für Nord-Süd-Beziehungen und thematisiert unter anderem die Ausbeutung von Ressourcen in Afrika und die damit verbundenen wirtschaftlichen und politischen Probleme. Gegenstand seiner Arbeit sind auch die Auswirkungen des Kapitalismus und der Industrialisierung auf Mensch und Umwelt.

Jean David Nkot verleiht Arbeiter*innen den Status zeitgenössischer Ikonen, um ihrer mangelnden Sichtbarkeit und Anerkennung etwas entgegenzusetzen. Er lädt uns dazu ein, unser Wirtschaftsmodell zu überdenken, um sowohl die Menschen als auch den Planeten zu schützen.

Zwei Werke von Jean David Nkot sind auf unserer Titelseite bzw. am Anfang des Schwerpunkts zu sehen.



Foto: Mit freundlicher Genehmigung von AFIKARIS Gallery und dem Künstler; Foto-Copyright © Studio Vanssey



Die gute Nachricht

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) hat dieses Jahr vier Länder – Senegal, Fidschi, Indien und Burundi – als trachomfrei erklärt. Damit reißen sie sich in eine immer länger werdende Liste ein: Derzeit gibt es 26 Länder, in denen Trachom nicht mehr vorkommt.

Die **bakterielle Augeninfektion**, die von der WHO als vernachlässigte Tropenkrankheit eingestuft wird, wird in erster Linie durch persönlichen Kontakt, kontaminierte Oberflächen und Fliegen übertragen. **Wassermangel, schlechte Hygiene und unzureichende Gesundheitsversorgung** sind die Hauptrisikofaktoren für die Krankheit, die weltweit nach wie vor eine der häufigsten Ursachen für **vermeidbare Erblindung** ist. Fortschritte bei der Bekämpfung des Trachoms wurden vor allem durch Aufklärung der Bevölkerung, Augenoperationen und die Verteilung von Antibiotika erzielt.

4

Afrikanische Milliardäre

sind laut einem Oxfam-Bericht reicher als **750 Millionen Menschen** auf dem Kontinent. Sie verfügen zusammen über 57,4 Milliarden Dollar. Aus dem Bericht geht außerdem hervor, dass knapp die Hälfte der Länder mit der weltweit **höchsten Ungleichheit** in Afrika liegen. Um dem entgegenzuwirken, fordert Oxfam daher eine stärkere Besteuerung: Während öffentliche Ausgaben für Bildung, Gesundheit und soziale Sicherung gekürzt werden, nehmen afrikanische Länder im Schnitt nur 0,3 % des BIP durch **Vermögensteuern** ein. Damit liegt der Kontinent deutlich hinter OECD-Ländern (1,8 %), Lateinamerika (0,9 %) und Asien (0,6 %). Weshalb Superreichtum nicht nur Ungleichheit verschärft, sondern oftmals auch demokratische Prozesse untergräbt, haben wir im Schwerpunkt unseres Novemberhefts zu Eliten und ihrem politischen Einfluss beleuchtet.

WAHLEN

Paul Biya ist eine Zeitschleife, aus der Kamerun scheinbar nicht entkommt

Mit 92 Jahren ist Paul Biya der älteste Staatschef der Welt. Seine Wiederwahl nach 43 Jahren an der Macht spiegelt die politische Stagnation Kameruns wider. Die Jugend des Landes ist desillusioniert, die Institutionen sind unfassbar schwach. Auch wenn Biya den Rekord hält – einmalig ist diese Situation in der Region nicht.

VON EPAH MFORTAW NYUKECHEN

Biyas Anhänger*innen bezeichnen seine fortdauernde Herrschaft als Willen des Volkes und ihn selbst als beständigen, erfahrenen Führer, der das Land durch nationale und regionale Turbulenzen führen und die Entwicklung vorantreiben kann.

Andere meinen, dass das politische System Kameruns mehr auf Kontinuität und Kontrolle setze als auf Wettbewerb. Kritiker*innen verweisen auf ein komplexes Zusammenspiel struktureller, politischer und psychologischer Faktoren – wie staatliche Dominanz, Loyalität der Elite, schwache Institutionen und Demokratiedefizite –, die zu-

sammen Kameruns Entwicklung behindern. Wegen Unregelmäßigkeiten bei den Wahlen betrachten sie das Ergebnis als ungültig.

Seit seiner Machtübernahme 1982 festigte Paul Biya seine Autorität durch eine dichte Vernetzung von Patronage, Klientelismus und bürokratischer Kontrolle. Nach Einführung des Mehrparteiensystems 1992 ging er effektiv mit politischem Pluralismus um, indem er seine Partei CPDM – Cameroon People's Democratic Movement – ins Zentrum der Staatsmacht stellte. Laut einer Studie hat Biya mehr als 1500 hochrangige Mitglieder der politischen Verwaltung



Foto: picture alliance/Xinhua News Agency/Wang Ze

Präsident Paul Biya bei seiner achten Vereidigungszeremonie in Yaoundé im November.

eingesetzt, von denen 94 % Mitglieder der CPDM sind (Mişcoiu und Kakdeu, 2021).

Die politische Landschaft Kameruns wurzelt in der Vergangenheit und bietet wenig Raum für echte politische Teilhabe, geschweige denn für Veränderungen. Die öffentliche

Verwaltung spielt eine zentrale Rolle dabei, die aktuelle politische Ordnung aufrechtzuerhalten, und ist ein Instrument für den politischen Machterhalt. Ernennungen, Beförderungen und Ressourcenverteilung hängen mehr von politischer Loyalität ab als von Leistung. Diese Politisierung hat die Grenze zwischen Staat und Regierungspartei verwischt. Auch wenn Biyas Regierung offene Repressionen weitgehend vermieden hat, sagen kritische Stimmen, sie habe die institutionelle Legitimität untergraben und das öffentliche Vertrauen in das politische System ausgehöhlt.

Vor diesem Hintergrund kam Biyas Sieg bei den Präsidentschaftswahlen 2025 kaum überraschend. Dennoch hatten viele Menschen in Kamerun diesmal etwas anderes erwartet. Mehr als 60 % der Bevölkerung sind jünger als 25 Jahre – die Kluft zwischen der Jugend des Landes und der Regierung unter Führung eines 92-Jährigen ist enorm. Hohe Arbeitslosigkeit, begrenzte Möglichkeiten zur politischen Teilhabe, anhaltende Frustration über Korruption und institutionelle Ineffizienz über Jahrzehnte hinweg trugen dazu bei, dass seine Wiederwahl als unwahrscheinlich galt. Die ungelösten und scheinbar endlosen gewalttätigen Konflikte in verschiedenen Regionen Kameruns heizten diese Erwartung zusätzlich an.

„Für viele Menschen in Kamerun waren die Wahlen 2025 eher eine rituelle Bekräftigung der etablierten Machtverhältnisse als ein demokratischer Wettbewerb.“

DEMOKRATIEMÜDIGKEIT

Viele Beobachtende beschreiben die aktuelle politische Entwicklung Kameruns als von „Demokratiemüdigkeit“ geprägt, einer weit verbreiteten Enttäuschung darüber, dass demokratische Prozesse keine greifbaren Veränderungen hervorbringen. Für viele Menschen in Kamerun waren die Wahlen 2025 eher eine rituelle Bekräftigung der etablierten Machtverhältnisse als ein demokratischer Wettbewerb. Formal besteht zwar politischer Pluralismus, aber die Opposition bleibt zersplittert, marginalisiert und unterdrückt. Die staatlichen Institutionen sind stark politisiert, es herrscht bürokratische Trägheit, und selektive Justiz ist an der Tagesordnung. Die mangelnde Autonomie und Glaubwürdigkeit der Wahlkommission verstärken den Eindruck, dass Wahlen nichts an den Machtverhältnissen ändern werden. Biyas Wiederwahl zeigt letztlich, dass es mehr um den Erhalt des Status quo geht als um Reformen.

Diesem Muster ähneln viele Regierungen innerhalb der Wirtschaftsgemeinschaft der Zentralafrikanischen Staaten (ECCAS – Economic Community of Central African States): alternendes Führungspersonal, manipulierte politische Übergänge, Unregelmäßigkeiten bei Wahlen und institutionelle Schwäche. In der gesamten Region versteckt sich hinter der Rhetorik der Stabilität oft schlicht demokratische Stagnation.

Paul Biyas Wiederwahl signalisiert, dass dies so bleiben wird, was die politischen Kalküle in der gesamten Region beeinflusst. Biya ist ein wichtiger Akteur in der ECCAS. Sein Festhalten an einer Politik der Nichteinmischung und der schrittweisen Diplomatie wirft Fragen hinsichtlich der normativen Stärke und der Glaubwürdigkeit des Blocks auf. Die ECCAS erscheint immer mehr als Zone kontrollierter Instabilität, in der Konflikte zwar eingedämmt, aber selten gelöst werden.

Kamerun steht national wie regional an einem kritischen Punkt. Innenpolitisch muss die Regierung unter Präsident Biya dringend ihren Führungsansatz überdenken. Es bedarf unbedingt einer Reform der politischen Kultur Kameruns, um Stabilität zu gewährleisten, insbesondere im Hinblick auf einen möglichen Übergang – auch innerhalb der herrschenden Elite. Tatsache ist, dass Biya mit seinen 92 Jahren nicht mehr lange Präsident bleiben wird, dass der Druck aus der jungen, frustrierten und unruhiger werdenden Bevölkerung wächst und dass das geopolitische Umfeld volatil ist.

Kamerun, dessen Kontinuitätsstreben sich als der größte Fehler herausstellen könnte, muss die Illusion der Beständigkeit aufgeben und beginnen, eine neue politische Ordnung innerhalb der ECCAS zu erwägen. Um seinen Einfluss

„Tatsache ist,
dass Biya mit seinen
92 Jahren nicht
mehr lange Präsident
bleiben wird.“

in der regionalen Gemeinschaft zu erhalten, sollte es sich an globalen Vorbildern orientieren, die Inklusivität, Generationswechsel, Rechenschaftspflicht und Regierungsreformen ins Zentrum stellen.

LINK

Mișcoiu, S., und Kakeu, L.-M., 2021: Authoritarian clientelism: the case of the president's 'creatures' in Cameroon. *Acta Polit* 56, 639-657. doi.org/10.1057/s41269-020-00188-y



EPAH MFORTAW NYUKECHEN

ist Programmassistent bei der Friedrich-Ebert-Stiftung (FES).

epah.nyukechen@fes-kamerun.org

MULTILATERALISMUS

Brasilien setzt weiterhin auf Klimaschutz und Kooperation

Die Weltklimakonferenz im brasilianischen Belém ist vorbei, aber der Kampf für Klima, Demokratie und Multilateralismus geht weiter. Weshalb es sich lohnt, Brasilien auch über die COP30 hinaus im Blick zu behalten.

VON EVA-MARIA VERFÜRTH



Foto: picture alliance/ASSOCIATED PRESS/Eraldo Peres

Chiles Präsident Gabriel Boric (links), UN-Generalsekretär António Guterres, Brasiliens Präsident Luiz Inácio Lula da Silva und Helder Barbalho, Gouverneur des brasilianischen Bundesstaats Pará, auf der UN-Klimakonferenz in Belém.

Inmitten einer reichlich desillusionierten globalen Klimadebatte vermeldete Brasilien kürzlich eine positive Nachricht: Die Abholzung des brasilianischen Amazonasregenwaldes ist auf dem niedrigsten Stand seit über zehn Jahren. Während sich Delegierte aus aller Welt zur COP30 in Belém trafen – wo für Infrastrukturmaßnahmen ironischerweise auch Regenwald gerodet wurde –, meldete das Gastgeberland Fortschritte beim Tropenschutz.

Natürlich ist das immer noch zu wenig angesichts der Problemlage. Die brasilianische Regierung konterkariert ihre Klimapolitik stellenweise auch selbst; etwa soll in der Amazonasmundung bald Öl gefördert werden. Aber: Der politische Wille ist da, die Richtung stimmt – und das war auch schon mal anders. Präsident Luiz Inácio Lula da Silva hat das Ziel ausgerufen, die Abholzung des brasilianischen Regenwaldes bis 2030 komplett zu stoppen. Die Bühne der COP30 nutzte er, um internationale Mittel für den neu ins Leben gerufenen Tropenwald-Fonds zu mobilisieren. Die „Tropical Forest Forever Facility“ soll Milliardensummen für den Waldschutz weltweit bereitstellen.

Insgesamt positioniert sich Brasilien außenpolitisch derzeit als Verfechter von Werten, die andernorts ins Wanken geraten: Klimaschutz, multilaterale Zusammenarbeit, Rechtsstaatlichkeit. Bei den G20 machte sich die Regierung für eine globale Vermögenssteuer von zwei Prozent für Milliardär*innen stark und trieb die internationalen Verhandlungen voran.

Bei seinem Kurs stellt sich das Land auch gegen die Politik von US-Präsident Donald Trump. So entschied der Oberste Gerichtshof Brasiliens im Sommer, große Digitalkonzerne wie Meta, X und Google für illegale Inhalte der User*innen zur Verantwortung zu ziehen. Sollte das Gesetz beschlossen werden, müssen die Plattformbetreiber künftig proaktiv Inhalte prüfen und moderieren.

„Brasilien positioniert sich außenpolitisch derzeit als Verfechter von Werten, die andernorts ins Wanken geraten: Klimaschutz, multilaterale Zusammenarbeit, Rechtsstaatlichkeit.“

Der Prozess gegen Ex-Präsident Jair Bolsonaro führte sogar zum offenen Konflikt mit Trump, der die Verurteilung zu verhindern versuchte. Ende Juli verhängte er Sanktionen gegen einen Richter des Obersten Gerichtshofs und hob die Zölle für brasilianische Produkte auf 50 % an. Die Gerichte verurteilten Bolsonaro dennoch wegen versuchten Staatsstreichs zu 27 Jahren Haft.

Die brasilianische Strategie scheint bislang aufzugehen: Die konsequente Haltung gegenüber Washington ließ Lulas Zustimmungswerte steigen; Trump signalisierte zuletzt sogar Gesprächsbereitschaft.

„Brasilien muss respektiert werden“, ließ Lula im Juli als Reaktion auf Washingtons Drohungen verlauten. Vieles im Land ist weiterhin im Argen – Kriminalität, Ungleichheit, Macht von Konzernen und Fossilwirtschaft, Bedrohung indigenen Lebens, gesellschaftliche Polarisierung. Gerade in einer Zeit jedoch, in der sich die internationale Ordnung verschiebt und Demokratien weltweit unter Druck stehen, lohnt es sich, das südamerikanische Land im Blick zu behalten.



EVA-MARIA VERFÜRTH
ist Chefredakteurin von E+Z.
euz.editor@dandc.eu

KRIEG

Als ich Gaza-Stadt verließ, blieb mein Herz unter den Trümmern

Dies ist ein persönlicher Bericht über Vertreibung, Schmerz und die Unmöglichkeit, Abschied zu nehmen. Ansam Al-Kitaa ist eine freie Journalistin aus Palästina. Sie schrieb diesen Text am 18. Oktober 2025.

VON ANSAM AL-KITAA

Die Entscheidung, Gaza-Stadt zu verlassen, fiel mir schwer. Gaza-Stadt ist für mich nicht nur ein Ort, sondern mein Leben. Gehen zu müssen, fühlte sich an, als würde man mir meine Seele rauben oder mich lebendig begraben.

Am 26. September passierte das, wovor ich immer Angst hatte: Ich wurde aus Gaza-Stadt vertrieben. Ich wurde aus meinem Zuhause im Stadtteil Al-Tuffah vertrieben und konnte mich nicht einmal richtig verabschieden.

Ich wünschte, ich könnte seine Mauern umarmen, mich auf seinen Boden werfen, seine kalten Fliesen küssen, die Zeugen meiner Lebensgeschichte sind. Ich wollte ihm aus der Ferne zuwinken, wie es sich für einen Ort gehört, der mich in jedem Moment der Liebe, der Angst, der schlaflosen Nächte und der Freude umgeben hat. Ich wollte dem Haus sagen, dass es stark bleiben, sich nicht um die willkürlichen Bombardierungen sorgen und seine Mauern schützen soll, die die Wärme und Liebe all meiner Jahre in sich tragen.

Ehe wir vertrieben wurden, war mir gar nicht bewusst gewesen, wie sehr ich mein Haus liebte, dass es nicht nur Mauern waren, sondern mein Zuhause und meine erste Liebe. Ich dachte nächtelang über es nach, über seine kleinen Details, seine Fenster, die sich zum Leben hin öffneten, und ich fragte mich: Steht es noch? Kann es uns noch umschließen?

Ja, unser Haus hat ein zartes Herz. Es hat uns in unseren dunkelsten Momenten gestützt, unsere kleinen Freuden und einfachen Erfolge miterlebt und uns trotz aller Grausamkeiten warmherzig gehalten. Die Häuser von Gaza-Stadt sind keine stummen Steine – sie sind Wesen aus Fleisch und Blut, die ihren Bewohner*innen in ihrer Geduld und ihrer tiefen Liebe zum Leben ähneln; dem Leben, das sie verdienen.

MENSCHLICHE SCHLACHTHÖFE

Zwei Wochen bevor wir fliehen mussten, am 13. September, war ich mit meiner Familie in der Nähe der Tamraz-Station in der Al-Nafaq-Straße unterwegs in Richtung Al-Mushahara-Straße, als plötzlich ein Quadcopter eine Sprengbombe auf die Straße abwarf. Die Explosion war ohrenbetäubend. Ich rannte mit meiner Mutter, meinem Bruder Sameh und der Frau meines Bruders Mohammed zu einer Autowerkstatt in der Nähe.

„Ich bin nicht meiner Stadt entflohen – ich bin vor dem Schmerz geflohen, den ich nicht mehr ertragen konnte.“



Gaza-Stadt am 3. November 2025.

„Ich bekam Angst vor der Hoffnung selbst, als wäre sie nur eine neue Falle.“

Sofort spürte ich einen stechenden Schmerz in meinen Füßen. Bald spritzte das Blut aus dem rechten und dem linken Fuß und auch aus meiner Seite. Ich war nicht die Einzige, die verletzt war – auch meinen Bruder Sameh fand ich blutend und benommen vor, und meine Mutter blutete am ganzen Körper. Dennoch versuchte sie verzweifelt, nach uns allen zu sehen.

Wir blieben eine halbe Stunde lang in der Werkstatt, ohne dass ein Krankenwagen eintraf, bis sich einige junge Männer bereit erklärten, unsere Wunden fest zu verbinden, um die Blutung zu stoppen. Wir fanden schließlich ein Privatfahr-

zeug, das uns ins Krankenhaus brachte. Aber auch dort war die Situation schwierig – das medizinische Personal war mit einer Flut von Verletzten konfrontiert, und jede und jeder musste warten, bis er oder sie an der Reihe war.

Ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten. Ich weinte so heftig wie nie zuvor – als würde alles, was sich in mir angestaut hatte, plötzlich herausbrechen. Ich spürte die schreckliche Angst, die ich seit Beginn dieses Krieges gehabt hatte: dass ein Granatsplitter eine Arterie getroffen haben könnte, dass mein Fuß amputiert werden müsste. In diesem Moment wollte ich lieber sterben, als ein Körperteil zu verlieren.

Als die Ärztin kam, schickte sie mich direkt zum Röntgen. Ich schaffte es kaum, dorthin zu laufen. Das Röntgengerät musste erst aufgeladen werden; ich wartete eine halbe Stunde und kam dann glücklicherweise als Erste dran. Ich bekam einen Verband und ging erschöpft nach Hause.

Aber mein linker Fuß begann wieder stark zu bluten, also suchte ich ein Krankenhaus in der Nähe auf, den Al-Shifa

Medical Complex. Die Wunde musste gereinigt, sterilisiert und genäht werden, wie sich dort zeigte. Währenddessen wurde ich bewusstlos – vor Erschöpfung und Müdigkeit.

Die Szenerie in diesem Krankenhaus glich einem Massaker: Die Flure waren voller Verwundeter mit blutüberströmten Gesichtern, und Schreie erfüllten den Raum. Ich stand neben einem verwundeten Mann, der auf dem Boden lag und vor Schmerzen schrie, während er nach seiner Verlobten rief, die gerade ihr Leben verloren hatte. Neben ihm flehte eine weinende Mutter darum, man möge ihren blutenden Sohn retten.

Ich fühlte mich nicht wie in einem Krankenhaus, sondern wie in einem menschlichen Schlachthaus, wo offene Wunden und Schmerzen größer waren als das, was ein Mensch ertragen kann. In Gaza kann man froh sein, ein Krankenhaus körperlich intakt zu verlassen.

Wenn wir nicht verletzt worden wären oder zumindest eine medizinische Grundversorgung erhalten hätten, wären wir auf jeden Fall in Gaza-Stadt geblieben. Aber unsere schmerzenden Wunden, die Schwierigkeit, versorgt zu werden, und das Fehlen von Medikamenten zwangen uns zur zögerlichen Flucht. Ich bin nicht meiner Stadt entflohen – ich bin vor dem Schmerz geflohen, den ich nicht mehr ertragen konnte, vor einer Realität, die härter wurde, als ich es ertragen konnte.

EINE BITTERE ERSTE NACHT AUF DER FLUCHT

Als es Zeit war, gen Süden zu reisen, lief ich langsam und mit Tränen in den Augen. Ich verabschiedete mich von den von Trümmern und Rauch bedeckten Straßen der Stadt und damit auch von einem Teil meines Herzens. Ich wusste nicht, ob ich je zurückkehren würde. Aber ich begriff, dass Vertreibung nicht nur eine physische Umsiedlung ist – sie bedeutet, seine Wurzeln, seine Erinnerungen und seine Identität zu verlieren. Dieser Tag lehrte mich, dass Vertreibung nicht nur Spuren an den Füßen hinterlässt, sondern vor allem im Herzen.

Mit Mühe fanden wir einen Ort, an dem wir unsere erste Nacht verbringen konnten. Wir landeten auf dem kalten Boden einer Autogarage, die mit einem Haus oder einer Herberge nicht das Geringste zu tun hatte. Wir suchten einfach nur nach einem Eckchen, um uns vor der Nacht zu schützen.

Wir hatten es geschafft, das Wasserfass zu füllen, das wir aus Gaza-Stadt mitgebracht hatten – ein kostbarer Schatz, den wir in Angst und Hoffnung transportierten. Um Mitternacht aber, gerade als wir nach einem langen, anstrengenden Tag versuchten, zur Ruhe zu kommen, explodierte das Fass plötzlich. Ich weiß nicht, wie und warum, aber das Wasser schoss heraus und überschwemmte alles: Kleidung, Decken,

Matratzen, die Wärme, die wir zu erzeugen versucht hatten.

Das Fett und Öl vom Garagenboden durchtränkte unsere sauberen Kleider und machte sie unbrauchbar. In dieser Nacht saßen wir lange da und weinten – mehr aus Hilflosigkeit als aus Schmerz. Unsere erste Nacht im Exil war bitter und schmerzhaft, weit weg von unserer geliebten Stadt, und ertrinkend im dem einzigen Wasser, das wir hatten.

ICH HABE ANGST ZU HOFFEN

Als die Verhandlungen wieder aufgenommen wurden und von Waffenstillstand oder einer temporären Waffenruhe die Rede war, verfolgte ich jede Nachricht mit großer Angst und Vorsicht. Ich vertraue nicht mehr so leicht. Ich bekam Angst vor der Hoffnung selbst, als wäre sie nur eine neue Falle. Sie haben uns so sehr enttäuscht, immer und immer wieder mit unseren Gefühlen gespielt, bis wir an nichts mehr glaubten.

Wir hatten Angst zu glauben, denn zu glauben bedeutete, wieder enttäuscht zu werden, wieder gebrochen zu werden, obwohl wir uns ohnehin kaum noch auf den Beinen halten konnten. Als der Waffenstillstand verkündet wurde, empfanden wir nichts. Wir hatten unsere Fähigkeit verloren, uns zu freuen, so wie wir alles andere verloren hatten. Wir waren nicht beruhigt, sondern von einer stillen Angst erfüllt, dass der Krieg jeden Moment zurückkehren und das, was von uns übrig war, verschlingen würde.

Dieser Artikel wurde in Zusammenarbeit mit [@Egab](#) veröffentlicht.



ANSAM AL-KITAA

ist eine palästinensische Journalistin aus dem Gazastreifen, die multimedial arbeitet. Sie hat sich auf Berichte spezialisiert, die die Erfahrungen von Zivilist*innen in Krisensituationen dokumentieren.

euз.editor@dandc.eu

GESUNDHEIT

„Welche andere Möglichkeit haben wir denn?“

Die Entscheidung von US-Präsident Donald Trump, die amerikanische Entwicklungshilfe einzufrieren, hat den Zugang zu HIV-Therapien in Südafrika erschwert, besonders für Migrant*innen und andere marginalisierte Menschen. Infolgedessen ist ein gefährlicher Schwarzmarkt entstanden.

VON RAY MWAREYA



Eine HIV-positive Sexarbeiterin in Johannesburg trägt antiretrovirale Medikamente bei sich, die ihr von der Regierung zur Verfügung gestellt wurden. Viele Sexarbeiter*innen sind jedoch mittlerweile auf den Schwarzmarkt angewiesen, um an diese Arzneimittel zu gelangen.

Die 31-jährige Erica Mbambu (Name geändert) ist ohne Papiere aus dem benachbarten Simbabwe nach Südafrika eingewandert. Sie verdient ihren Lebensunterhalt als Sexarbeiterin in den illegalen Bordellen der südafrikanischen Handelshauptstadt Johannesburg. Sie ist HIV-positiv.

Ein Jahrzehnt lang behandelte sie ihre Krankheit mit den kostenlosen antiretroviralen Medikamenten, die staatliche südafrikanische Kliniken an alle HIV-Infizierten im Land ausgaben – unabhängig davon, ob sie die Staatsbürgerschaft oder eine Aufenthaltsgenehmigung hatten oder ausländische Arbeitskräfte ohne Papiere waren.

„Für Menschen wie mich war Südafrika das Land, in dem man heute ankommen, sich morgen kostenlos testen lassen und innerhalb einer Woche beginnen konnte, antiretrovirale Medikamente einzunehmen“, sagt sie. In diesem Jahr aber ist dieses System zusammengebrochen.

„Die Entscheidung der Trump-Regierung könnte bis zum Jahr 2034 zu bis zu 565.000 HIV-Neuinfektionen und 601.000 HIV-bedingten Todesfällen in Südafrika führen.“

DIE GRÖSSTE EPIDEMIE DER WELT

Südafrika leidet unter der weltweit größten HIV-Epidemie. Doch zusammen mit seinen Nachbarländern Simbabwe, Mosambik und Malawi hat es in den letzten Jahren bemerkenswerte Fortschritte gemacht und Todesfälle sowie Neuinfektionen verringert. Im vergangenen Jahr versorgte das südafrikanische Behandlungsprogramm – es ist das weltweit größte – etwa sechs der 7,8 Millionen Menschen in Südafrika, die nachweislich mit HIV infiziert sind, mit antiretroviralen Therapien (ART). ART werden oft in Tablettenform verabreicht. Sie senken die Konzentration des HI-Virus im Körper und verringern die Wahrscheinlichkeit, dass die betroffene Person das erworbene Abwehrschwächesyndrom (Acquired Immune Deficiency Syndrome – AIDS) entwickelt.

Acht Milliarden Dollar hat das US-Programm „President’s Emergency Plan for AIDS Relief“ (PEPFAR) seit seinem Start

im Jahr 2003 in Südafrika investiert. Im vergangenen Jahr gaben die USA mehr als 450 Millionen Dollar für die Bekämpfung von HIV in Südafrika.

Zwei Jahrzehnte lang konnten öffentliche Krankenhäuser in Südafrika Menschen wie Erica Mbambu kostenlos mit ART versorgen. Seit 2016 war auch Präexpositionsprophylaxe (PrEP) verfügbar, die eine HIV-Infektion im Vorfeld verhindern konnte.

Wie Mbambu arbeitet auch Irene Jani, eine 28-jährige Migrantin ohne Papiere aus Malawi, als Sexarbeiterin in einem Slum in Johannesburg. Sie hat ungeschützten Sex mit Kunden; dafür zahlen diese mehr. Dank eines kostenlosen, weitgehend von der US-Regierung finanzierten PrEP-Medikaments konnte sie es bisher vermeiden, sich mit HIV zu infizieren.

Im Januar dieses Jahres unterzeichnete Donald Trump jedoch eine Verordnung, mit der alle Auslandshilfen, einschließlich der Finanzierung von PEPFAR- und USAID-Programmen, eingestellt wurden.

Dass diese Finanzmittel eingefroren wurden, ist für Südafrika verheerend: Mehr als 8000 Gesundheitsfachkräfte haben ihren Job verloren, Kliniken wurden geschlossen, Behandlungen unterbrochen und wichtige Forschungsprojekte eingestellt.

MEDIZINISCHE FREMDENFEINDLICHKEIT

Wenig überraschend treffen die Kürzungen marginalisierte Menschen wie Erica Mbambu und Irene Jani am härtesten. Diskriminierende Einstellungen gegenüber Migrant*innen ohne Papiere verschärfen das Problem zusätzlich. „Die Krankenpfleger*innen weigern sich nun, uns Medikamente zu geben“, sagt Erica Mbambu. „Sie berufen sich auf Trump und sagen, dass die verbleibenden Medikamente für südafrikanische Staatsbürger*innen und ausländische Arbeitskräfte mit Aufenthaltsgenehmigung reserviert sind.“ Auch Irene Jani bekommt keine Prophylaxe-Medikamente mehr von den Kliniken, zu denen sie Zugang hat.

Erschwerend kommt hinzu, dass die Anti-Einwanderungsgruppe „Operation Dudula“ die Eingänge einiger öffentlicher Krankenhäuser blockiert und Migrant*innen ohne Papiere vertreibt, die medizinische Versorgung aller Art suchen, von Schwangerschaftsvorsorge über HIV-Behandlung bis hin zu Malaria-Diagnosen. „Operation Dudula“ bedeutet in der weit verbreiteten Sprache isiZulu „Operation Vertreibung“.

Es sei nicht die offizielle Politik der südafrikanischen Regierung, Menschen aus dem Ausland ohne Papiere die HIV-

Behandlung zu verweigern, sagt Sandile Buthelezi, Generaldirektor des National Department of Health: „Jede*r Südafrikaner*in, der*die Klinikgelände blockiert, um Menschen lebenswichtige Versorgung zu versagen, muss damit rechnen, verhaftet zu werden.“

Doch die beruhigenden Worte des Direktors seien nichts als heiße Luft, sagt Tino Hwakandwe, ein Interessenvertreter der Zimbabwe Refugee Alliance in Südafrikas Hauptstadt Pretoria. „Krankenpfleger*innen sagen Migrant*innen ohne Papiere, sie sollen sich in ihren Heimatländern behandeln lassen. Und dann verkaufen sie ihnen unter der Hand HIV-Medikamente.“

„Erschwerend kommt hinzu, dass die Anti-Einwanderungsgruppe „Operation Dudula“ die Eingänge einiger öffentlicher Krankenhäuser blockiert und Migrant*innen ohne Papiere vertreibt.“

GEFÄHRLICHER SCHWARZMARKT

Erica Mbambu ist dazu übergegangen, medizinisches Personal zu bestechen, um an ihre Tabletten zu kommen. „Ich zahle Schmiergeld, weil ich nicht vorzeitig an unbehandeltem AIDS sterben möchte“, sagt sie. „Meine Kinder brauchen mich.“

Irene Jani hingegen kauft Medikamente, die aus dem 1500 Kilometer entfernten Malawi über die Grenze geschmuggelt werden. Die Tabletten werden auf der Straße für etwa 30 Dollar pro Monatsration verkauft. „Krankenpfleger*innen in Malawi stehlen die Medikamente aus den Apotheken staatlicher Krankenhäuser, weil Gesundheitsfachkräfte dort so schlecht bezahlt werden“, erklärt Jani. Ihre Bezugsquelle ist jedoch prekär: Auch die Kliniken in Malawi sind auf Finanzmittel von USAID angewiesen.

HIV-Medikamente ohne ärztliche Aufsicht einzunehmen, sei „ein Spiel mit dem Feuer“, sagt Ndiviwe Mphothulo, Präsident der Southern African HIV Clinicians Society. „Gefälschte HIV-Medikamente könnten auf den Markt gelangen und resistente Stämme von Syphilis, HIV oder Gonorrhö

stärken. Menschen, die diese Medikamente ohne vorherige Leber- und Nierenuntersuchungen einnehmen, riskieren Organschäden.“

Jani fühlt sich unwohl mit den Medikamenten vom Schwarzmarkt, hat aber keine Wahl, wenn sie kein HIV bekommen will. Mbambu steht vor dem gleichen Dilemma und fragt: „Welche andere Möglichkeit haben wir denn?“

In einer Analyse zu den Folgen der PEPFAR-Kürzungen warnte die renommierte südafrikanische HIV-Expertin Linda-Gail Bekker gemeinsam mit ihren Co-Autor*innen, dass die Entscheidung der Trump-Regierung bis zum Jahr 2034 zu „bis zu 565.000 HIV-Neuinfektionen und 601.000 HIV-bedingten Todesfällen in Südafrika“ führen könnte. Der dauerhafte Verlust der US-Mittel könnte Jahrzehnte des Fortschritts zunichtemachen. Schon jetzt bedroht das Einfrieren der Mittel das Leben der am stärksten gefährdeten Menschen in Südafrika.



RAY MWAREYA

ist ein freier Reporter. Er berichtet über Gesundheitsthemen in Afrika.

raybellingcat@gmail.com



Die ugandische Aktivistin und Anwältin Agather Atuhaire.

STAATLICHE REPRESSION

„So behandelt man nicht einmal Kriminelle“

Im Mai wurde die ugandische Anwältin und Aktivistin Agather Atuhaire in Tansania entführt. Tage später wurde sie an der ugandischen Grenze gefunden und berichtete von schlimmstem Missbrauch. In diesem Interview spricht sie über staatliche Repression und die mangelnde Kompetenz symbolischer weiblicher Führungskräfte. Sie erzählt außerdem von der Kraft, die in familiärem Zusammenhalt und Solidarität liegt – und davon, wie der Mangel an internationaler Solidarität autoritären Tendenzen Auftrieb gibt.

Mehrere Monate sind vergangen, seit Agather Atuhaire und der kenianische Aktivist Boniface Mwangi von tansanischen Sicherheitskräften entführt wurden. Die beiden waren im Land, um den Prozess gegen den Oppositionsführer Tundu Lissu zu beobachten, der zurzeit wegen Hochverrats angeklagt ist. Zusammen mit Mwangi hat Atuhaire beschlossen, öffentlich über die Misshandlungen zu sprechen, die sie während ihrer Verschleppung erfahren hat. Bei einer Pressekonferenz mit internationalen Medien im Juni beschuldigten sie die Sicherheitskräfte der physischen und sexuellen Folter, einschließlich Vergewaltigung. Ihre Aussagen werden durch die Dokumentation internationaler Menschenrechtsorganisationen gestützt und stehen im Mittelpunkt eines derzeit vor dem Ostafrikanischen Gerichtshof verhandelten Rechtsstreits. Kurz nach der Entführung erklärte die tansanische Präsidentin Samia Suluhu Hassan öffentlich, sie werde nicht tolerieren, dass ausländische Aktivist*innen in das Land „einfallen“ und es destabilisieren. Mwangi und Atuhaire verklagen die Regierung Tansanias wegen ihrer mutmaßlichen Beteiligung. Die Regierung weist die Vorwürfe zurück.

Tansania wurde in Uganda traditionell als gastfreundliches Land mit einer progressiven Verfassung angesehen, doch auch hier hat sich die Menschenrechtslage – wie in ganz Ostafrika – mittlerweile erheblich verschlechtert. Prominente Personen der ugandischen Opposition sind ebenfalls Ziel von grenzüberschreitenden Entführungen und Einschüchterungen geworden – darunter etwa Kizza Besigye, der während eines Besuchs in Kenia festgenommen wurde. In Uganda bestätigte Präsident Yoweri Museveni kürzlich, dass zwei kenianische Aktivisten, die seit fünf Wochen in seinem Land vermisst wurden, festgenommen worden sind.

Diese Vorfälle stehen beispielhaft für ein größeres Muster der Unterdrückung in der Region. Tansania befindet sich nach den Wahlen im Oktober, die laut der Afrikanischen Union keine demokratischen Standards erfüllten, in Aufruhr. In der Folge kam es zu weit verbreiteten Gewaltaus-

brüchen mit mutmaßlich hunderten Todesopfern. In Kenia wurden bei Protesten gegen die Regierung im zweiten Jahr in Folge zahlreiche Menschen Opfer von Polizeigewalt. In Uganda bestehen seit Jahrzehnten Einschränkungen der Meinungs- und Versammlungsfreiheit. Journalist*innen sind dort oft Gewalt, willkürlichen Verhaftungen und rechtlicher Schikane ausgesetzt. Laut dem Weltindex für Pressefreiheit 2025 liegt Uganda auf Platz 143 von 180 Ländern, Kenia auf Platz 117 und Tansania auf Platz 95.

Ihre Arbeit als Journalistin, Anwältin und Aktivistin konzentriert sich auf die Förderung von Menschenrechten, staatlicher Rechenschaftspflicht und sozialer Gerechtigkeit. Durch Ihre solidarische Zusammenarbeit mit anderen haben Sie dazu beigetragen, marginalisierten Gemeinschaften eine Stimme zu geben. Wie hat die jüngste traumatische Erfahrung von Gewalt in Tansania Ihre Sichtweise auf Aktivismus und Gerechtigkeit verändert?

Zuallererst war sie extrem traumatisierend. Das Schlimmste ist, dass man gar nichts getan hat und trotzdem nichts unternommen wird. So behandelt man nicht einmal Kriminelle. Es sollte Gesetze und ein ordentliches Verfahren geben. Hinterher hatte ich mit einem Gefühl der Ohnmacht zu kämpfen. Es gab keine Konsequenzen, keine Rechenschaft. Man fügt anderen Menschen Leid zu und geht dann seiner Wege, während die Opfer verletzt und verzweifelt zurückbleiben. Die einzige Hoffnung war, dass unsere Tortur anderen helfen würde, die keine Plattform und keine Stimme haben. Aber trotz unserer Reichweite änderte sich nichts, was schockierend und entmutigend war. Ich bewundere vieles an den Kulturen Ugandas und Tansanias, aber unsere Folter hat gezeigt, wie tief Gewalt und Straflosigkeit in ihren Systemen verwurzelt sind. Ein Freund sagte mir, dass das, was uns passiert ist, für Tansanier*innen zum „Tagesgeschäft“ gehöre, was mir das Ausmaß des Problems bewusst machte. Unsere Tortur hat mich davon überzeugt, wie wichtig es ist, die Realität in Tansania offenzulegen – insbesondere die Taten von Präsidentin Samia Suluhu Hassan. Sie kam als Symbol der Hoffnung für marginalisierte Gemeinschaften an die Macht, doch sie hat es versäumt, diese zu vertreten oder zu schützen. Sie regiert wie eine Diktatorin.

Wie ist Ihre Meinung zu Präsidentin Hassan als weibliche Führungspersönlichkeit?

Ich halte nichts davon, den Aufstieg einer Frau in eine Machtposition nur um der Repräsentation willen zu feiern. Wenn ich Frauen in Führungspositionen kritisiere, die sich missbräuchlich verhalten, stoße ich auf Widerstand – sogar von Männern, die sagen, wir sollten Machthaberinnen einfach begrüßen. Aber das genügt nicht. Für mich zählt, ob sie sich für die Rechte aller Frauen einsetzen und systemischen Missbrauch bekämpfen. Im Fall von Präsidentin Has-

„Ich halte nichts davon, den Aufstieg einer Frau in eine Machtposition nur um der Repräsentation willen zu feiern.“

san sehe ich dafür kaum Anhaltspunkte. Ihr Ansatz geht nicht sinnvoll auf die Probleme von Frauen ein und bleibt innerhalb patriarchalischer Normen und Praktiken. Ihre Reaktion auf Kritik war ebenfalls enttäuschend. Anstatt Rechtsverstöße über die richtigen Kanäle anzugehen, gab sie zwar administrative Verfehlungen zu, schob aber die Verantwortung auf externe Akteure. Dies spiegelt ein allgemeines Muster in Afrika wider, wo Frauen in Führungspositionen oft bestehende patriarchalische Strukturen reproduzieren. Wir haben Machthaberinnen, aber nur sehr wenige sind Reformrinnen. Viele setzen einfach Missbrauch oder Korruption fort, und das ist kein wirklicher Fortschritt für Frauen.

Ihre Familie hat alle möglichen Wege beschritten, um die ugandische Regierung dazu zu bewegen, eine offizielle Ermittlung zu Ihrem Verschwinden einzuleiten. Die Ugandan High Commission hat daraufhin am 22. Mai 2025 ein Ersuchen an die Kriminalpolizei Tansanias gerichtet. Wie ist Ihre Familie mit dem umgegangen, was Ihnen widerfahren ist?

Ich wollte meine Familie aus der Sache heraushalten, aber sie hat am meisten gelitten, vor allem während der Zeit, in der ich vermisst wurde. Meine Schwester stand kurz vor einem Zusammenbruch. Meine schon etwas ältere Mutter, die auf dem Land lebt, musste vor den Einzelheiten der Geschehnisse abgeschirmt werden. Mein jüngster Sohn litt danach unter gesundheitlichen Problemen. Er war monatelang krank, und die Ärzt*innen führten es auf stressbedingte Immunprobleme zurück. Meine Familie hat mich unterstützt, und ein Teil meines Heilungsprozesses besteht darin, ihnen nahe zu sein – dafür zu sorgen, dass sie sich wieder sicher fühlen. Meine Kinder verstehen meinen Aktivismus nicht vollumfassend. Für sie geht es darum, dass ihre Mutter ungerecht behandelt wird. Sie begreifen nicht unbedingt den gesamten Zusammenhang.

Die Außenpolitik Ugandas wurde wegen fehlender wirksamer Mechanismen zum Schutz von Bürger*innen im Ausland und der unklaren Nutzung regionaler Rahmenwerke zur Bekämpfung von Ungerechtigkeiten kritisiert. Diplomatische Gesten – wie beispielsweise der Empfang des stellvertretenden tansanischen Ministers für auswärtige Angelegenheiten und ostafrikanische Zusammenarbeit durch den ugandischen Hochkommissar in Daressalam zur Feier der „regionalen Bindungen“ – scheinen Vorrang zu haben, ohne dass Ihr Fall dabei erwähnt wird. Haben



Sie das Gefühl, dass die ugandische Regierung Sie unterstützt hat? Und was bedeutet in diesem Kontext Gerechtigkeit für Sie?

Bis jetzt bin ich von der Regierung noch nicht darauf angesprochen worden, was mir passiert ist. Gerechtigkeit wird unter diesen Umständen zu einem persönlichen Prozess. Institutionelle Gerechtigkeit ist selten, also lernt man, in den Schritten, die man selbst unternehmen kann, einen Sinn zu finden. Es ist schwierig und manchmal deprimierend, abzuwägen, ob es das persönliche Risiko wert ist, Kriminelle zu entlarven. Handeln führt nicht immer zu Solidarität. Nicht jeder zeigt Interesse oder stimmt zu. Aber ich leiste weiterhin meinen Beitrag, denn Schweigen würde mich mitschuldig machen.

Ich erwarte keine rechtliche Wiedergutmachung durch nationale Institutionen. Sie sind zu stark kompromittiert. Dennoch haben wir einen formellen Prozess vor dem Ostafrikanischen Gerichtshof angestrengt und warten derzeit auf den Verhandlungstermin. Auch wenn diese Verfahren lange dauern und meist nur symbolischen Charakter haben, sind sie notwendig, bevor man Fälle vor internationale Instanzen wie die UN bringen kann.

Welche Rolle spielt die internationale Gemeinschaft?

Die internationale Gemeinschaft scheint sich immer weniger für die Menschenrechte in Afrika zu interessieren; der Fokus hat sich auf Handel und Wirtschaft verlagert. Afrika ist heute ein Schauplatz des Kampfs um Einfluss zwischen dem Westen, China und Russland. Weder China noch Russland zeigen irgendein Interesse an Menschenrechten; ihr Engagement ist rein geschäftlicher Natur. Gleichzeitig sind die vom Westen bereitgestellten Mittel für Demokratie und Zivilgesellschaft zurückgegangen, und lokale Aktivist*innen sehen sich neuen transnationalen Bedrohungen ausgesetzt. Menschenrechtsverteidiger*innen sind heute viel weniger sicher als früher, da die internationale Aufmerksamkeit nachgelassen hat.

Kenianische Aktivist*innen spielten eine Schlüsselrolle bei der Bekanntmachung Ihrer Entführung, während die Zivilgesellschaft in Uganda weitgehend schwieg. Bis heute haben weder die Uganda Human Rights Commission noch die Uganda Law Society – deren Mitglied Sie sind – eine öffentliche Solidaritätserklärung abgegeben. Was sagt das über den Zustand der Zivilgesellschaft in Uganda aus? Gibt es aktive Bewegungen?

In Uganda gibt es eine Zivilgesellschaft, aber sie nimmt nicht immer eine organisierte Form an. Was wir haben, ist eher eine organische Bewegung – Menschen knüpfen informelle Kontakte, nehmen an Treffen teil, und das Netzwerk wächst auf natürliche Weise. Wir haben über eine Formalisierung und die Beschaffung von Finanzmitteln diskutiert, aber derzeit ist alles noch recht informell – und trotzdem wirkungsvoll. In den letzten zwei Jahren habe ich echte Fortschritte gesehen, insbesondere durch die sozialen Medien. Was früher ein Ort für beiläufige Gespräche war, ist zu einem mächtigen Instrument für Organisation und öffentliche Bildung geworden. Das ist besonders bei jungen Menschen wirksam. Der Schwerpunkt liegt nun darauf, korrekte Informationen zu verbreiten und Menschen so einzubinden, dass sie von passiven Beobachtenden zu aktiven Teilnehmenden werden.



AGATHER ATUHAIRE

ist eine ugandische Anwältin, Journalistin und Menschenrechtsaktivistin, die für ihre investigativen Berichte über Korruption und Regierungsführung bekannt ist. Sie leitet das AGORA Center for Research und hat internationale Auszeichnungen erhalten, darunter den EU-Menschenrechtspreis 2023 und den International Women of Courage Award 2024 des US-Außenministeriums.

euz.editor@dandc.eu

IMPRESSUM

E+Z ENTWICKLUNG UND ZUSAMMENARBEIT

66. Jg. 2025

Die Zeitschrift erscheint auf Englisch als D+C Development and Cooperation.

Website: www.dandc.eu
ISSN 2366-7249

Diese Digitale Monatsausgabe wurde am 28. November 2025 fertiggestellt.

E+Z Entwicklung und Zusammenarbeit wird vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung finanziert und von ENGAGEMENT GLOBAL herausgegeben. Zeitschrift und Website sind nicht als Regierungssprachrohr konzipiert, sondern sollen ein kontroverses Diskussionsforum für Politik, Praxis, Wissenschaft und Zivilgesellschaft auf internationaler Ebene schaffen. D+C Development and Cooperation ist der inhaltsgleiche englischsprachige Zwilling.

Wer sich an der Debatte beteiligen will, ist dazu herzlich eingeladen. Die Redaktion bittet, keine Beiträge unverlangt einzusenden, sondern Themenvorschläge zu machen. Wir bearbeiten Manuskripte nach journalistischen Kriterien und lassen die Beitragenden die redigierten Texte vor Veröffentlichung freigeben. Entsprechend bitten wir auch unsere Interviewpartner*innen, den redigierten und gestrafften Wortlaut, den wir veröffentlichen, zu autorisieren.

ENGAGEMENT GLOBAL gGmbH

Service für Entwicklungsinitiativen
Friedrich-Ebert-Allee 40
53113 Bonn
Tel.: (02 28) 2 07 17-0; Fax: (02 28) 2 07 17-150
engagement-global.de

BEIRAT:

Selmin Çalıřkan, Prof. Dr. Anna-Katharina Hornidge,
Prof. Dr. Katharina Michaelowa, Dr. Susanne Neubert, Bruno Wenn

VERLAG:

Fazit Communication GmbH
Geschäftsführer: Jonas Grashey, Hannes Ludwig

ANSCHRIFT VON VERLAG UND REDAKTION:

Pariser Straße 1, D-60486 Frankfurt am Main
Zugleich auch ladungsfähige Anschrift für alle im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten.

REDAKTION:

Eva-Maria Verfürth (EMV, Chefredakteurin, inhaltlich verantwortlich),
Dr. Katharina Wilhelm Otieno (KO, Redakteurin), Jörg Döbereiner
(JD, CvD), Maren van Treeel (MVT, Social-Media-Redakteurin),
Dagmar Wolf (DW, Assistentin)
Freiberufliche Mitarbeit: Leon Kirschgens (LKI, Kolumne Heutzutage), Roli Mahajan, Lucknow (RM), Alba Nakuwa, Juja (AN), Ronald Sseguija Ssekandi, Kampala (RSS), Eleonore von Bothmer (Übersetzung)
Tel. (0 69) 75 91-31 10
euz.editor@dandc.eu

Mitteilung gemäß § 5 Absatz 2 Hessisches Gesetz über Freiheit und Recht der Presse: Gesellschafter des Unternehmens ist die FAZIT-Stiftung.

DESIGN:

Lisa Stein, Anabell Krebs, Charlotte Rother

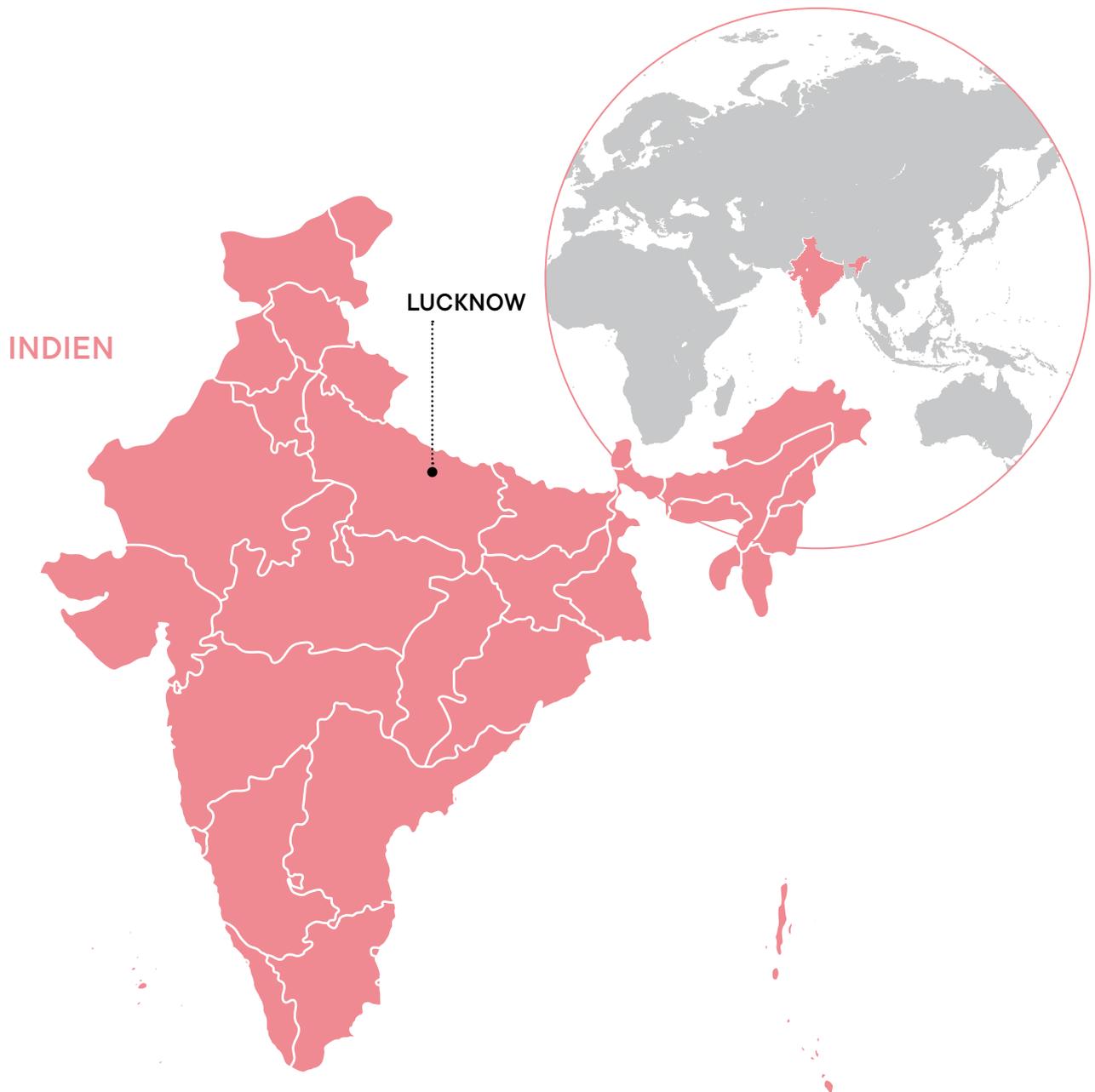
ANZEIGEN, ABONNEMENTS UND VERTRIEB:

Fazit Communication GmbH
c/o Cover Service GmbH & Co. KG
Postfach 1363
D-82034 Deisenhofen
Tel. (0 89) 8 58 53-8 32
Fax (0 89) 8 58 53-6 28 32
fazit-com@cover-services.de

Die vollständige oder auszugsweise Weiterverwendung der in E+Z Entwicklung und Zusammenarbeit und D+C Development and Cooperation veröffentlichten Textbeiträge in anderen Medien ist mit Angabe der Quelle gestattet, sofern der E+Z/D+C-Redaktion zwei Belegexemplare beziehungsweise die Links zu den jeweiligen Websites zugestellt werden. Diese pauschale Genehmigung gilt nicht für die von uns verwendeten Bilder, Landkarten und sonstige Beiträge, bei denen das Copyright bei der Veröffentlichung separat und ausdrücklich vermerkt wird.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen nicht in jedem Falle die Meinung von Herausgeber und Redaktion dar.

Die in E+Z-Veröffentlichungen verwendeten Bezeichnungen und Karten bedeuten keine Meinungsäußerung von E+Z hinsichtlich des rechtlichen Status von Ländern, Gebieten oder Regionen, von Grenzziehungen oder behördlichen Zuständigkeiten.



GENDERGERECHTIGKEIT

Wie Indiens junge Frauen Sicherheit und Selbstvertrauen zurückgewinnen

In Indien lehrt die Bewegung Red Brigade Mädchen, wie sie sich verteidigen und Verantwortung übernehmen. Was mit Selbstverteidigung begann, hat sich zu einer landesweiten Bewegung für Sicherheit, Selbstvertrauen und Führungsstärke von Frauen entwickelt.

VON ROLI MAHAJAN

Die zierliche 17-jährige Schülerin Shruti wurde von Selbstzweifeln geplagt, als sie zu einem dreitägigen Selbstverteidigungstraining in Lonavala kam, einer Stadt im indischen Bundesstaat Maharashtra. Ihre Familie hatte sie so lange als schwach abgetan, dass sie es selbst verinnerlicht hatte. Am ersten Tag war Shruti noch ruhig, begann sich aber langsam zu beteiligen. Am Ende des Kurses hatte sie alle Selbstverteidigungsgriffe souverän einstudiert und erklärt: „Was andere Mädchen können, die hier sitzen, das kann ich auch.“

Nur wenige Tage zuvor war Shruti noch in der Schule ohnmächtig geworden. Jetzt stand sie aufrecht vor ihren Altersgenoss*innen. In vielerlei Hinsicht verkörpert sie damit die Mission der bekannten indischen Bewegung und zivilgesellschaftlichen Organisation Red Brigade Lucknow: Es geht darum, Angst in Glauben zu verwandeln und Schweigen in Stärke. Die Organisation mit Sitz im indischen Lucknow stärkt Frauen durch Selbstverteidigungskurse.

Red Brigade wurde 2011 von der Inderin Usha Vishwakarma gegründet, nachdem sie einen Vergewaltigungsversuch überlebt hatte. Was als Akt des Widerstands und der Heilung begann – am Anfang führten 15 junge Frauen Straßentheaterstücke über Missbrauch und Belästigung auf – hat sich mittlerweile zu einer Bewegung für die Sicherheit und Würde von Frauen in Indien entwickelt.

Die Arbeit der Gruppe gewann neue Dringlichkeit nach einer Gruppenvergewaltigung in Delhi im Jahr 2012. Damals suchten Frauen in ganz Indien nach Wegen, sich zu schützen und zu stärken. Red Brigade weitete seine Mission deshalb von Protesten auf strukturierte Trainingsprogramme aus und schuf so einen Raum zur körperlichen und psychischen Genesung.

In Indien ist geschlechtsspezifische Gewalt nach wie vor weit verbreitet, und Frauen werden oft durch soziale und kulturelle Normen zum Schweigen gebracht. Daten aus den Jahren 2019 bis 2021 zeigen, dass fast jede dritte Frau in Indien schon einmal körperliche oder sexuelle Gewalt erlebt hat, und vielen Mädchen wird immer noch beigebracht, still zu sein und zu Hause zu bleiben. Angesichts dessen geht es bei den Selbstverteidigungskursen nicht nur um persönlichen Schutz, sondern auch darum, Selbstvertrauen und Würde zurückzuerlangen.

LERNEN ZU KÄMPFEN

Mit der Zeit wurde bei den Trainingseinheiten von Red Brigade deutlich, dass konventionelle Selbstverteidigungsmethoden Überlebenden im Ernstfall oft nicht geholfen haben. Die Gruppe entwickelte daher Nishastr Kala, eine Technik zur unmittelbaren Reaktion auf einen Angriff, um zu überleben. Frauen, die Gewalt erlebt haben, entwickelten den Ansatz gemeinsam mit Kampfkunstexpert*innen aus

Gewalt gegen Frauen ist ein wiederkehrendes Thema in Indien. Im August gingen Menschen in Kolkata auf die Straße, nachdem eine junge Ärztin vergewaltigt und getötet worden war.



Indien, Frankreich und Australien. Wirksame Techniken sind darin wichtiger als Rituale. Mehr als 250.000 Mädchen wurden seitdem in Schulen und Dörfern ausgebildet und haben nicht nur gelernt zu kämpfen, sondern auch, an ihre eigene Widerstandsfähigkeit zu glauben.

Im Laufe der Zeit erkannte Vishwakarma allerdings, dass Sicherheit allein die eingefahrenen Geschlechterhierarchien nicht abbauen kann. „Schutz ist der erste Schritt“, sagt sie, „aber wenn Frauen nicht dort sitzen, wo Entscheidungen getroffen werden, ändert sich nichts wirklich.“

Ihre Überzeugung führte schließlich zur Gründung von Veerangana Vahini – einer „Armee mutiger Frauen“, die sich auf die Förderung junger weiblicher Führungskräfte konzentriert. Die Organisation ist in 20 Distrikten im Bundesstaat Uttar Pradesh tätig, in dem es um die Gleichstellung der Geschlechter schlecht bestellt ist. Sie organisiert dort Diskussionen über Sicherheit, Bildung, Unabhängigkeit und Regierungsführung; Zielgruppe sind Frauen im Alter von 18 bis 25 Jahren. Die Dialoge, glaubt Vishwakarma, seien letztlich der Nährboden für Veränderung. Nur durch den vertieften Austausch könnten die Gedanken sich entfalten, meint sie.

Die Auswirkungen sind bereits sichtbar. Bei einer Leadership-Konferenz in diesem Jahr erklärten mehr als tausend junge Frauen aus ganz Uttar Pradesh: „Ich bin bereit, zu führen.“ Ei-

nige von ihnen, die aus Bauernfamilien, Dalit-Gemeinschaften und anderen marginalisierten Kasten stammen, streben nun danach, Pradhan (Dorfvorsteherin) zu werden oder Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung – beides Rollen, die lange Zeit von Männern dominiert wurden.

Die Bewegung fordert auch die Macht der Pradhan Pati heraus, der „nicht gewählten Ehemänner“, die oft hinter den Kulissen die Fäden ziehen und inoffiziell Autorität ausüben. Sie untergraben damit die Führungsrolle ihrer Frauen, die zu Dorfvorsteherinnen gewählt wurden. In einem Dorf inspirierte die Rede eines jungen Dalit-Mädchens die örtliche Pradhan dazu, ihren Mann zur Rechenschaft zu ziehen. Kurz darauf stürmte er in das Büro der Organisator*innen und fragte wütend: „Was bringen Sie meiner Frau bei?“

Was Veerangana Vahini lehrt, scheint einfach, aber radikal zu sein: Wenn Frauen an die Spitze gewählt werden, sind sie es auch, die die Entscheidungen treffen.



ROLI MAHAJAN

ist Journalistin und lebt in Lucknow, Indien.

roli.mahajan@gmail.com



Folgen Sie uns auf LinkedIn!

SIE FINDEN UNS UNTER

[linkedin.com/
company/d-c-development-
and-cooperation](https://www.linkedin.com/company/d-c-development-and-cooperation)

Wir kommentieren auf LinkedIn das aktuelle Geschehen und weisen auf wichtige neue Inhalte unserer Website dandc.eu hin.





Wann ist
ein Mann
ein Mann?

Po.Box PPTE.cm von
Jean David Nkot (siehe S. 4).

Foto: Mit freundlicher Genehmigung der AFIKARIS Gallery und des Künstlers

GLEICHBERECHTIGUNG

Raus aus starren Männerrollen

Das traditionelle Bild des dominanten Mannes richtet massiven Schaden an, erlebt aber derzeit eine Renaissance. Zugleich setzen sich immer mehr Männer weltweit für Gleichberechtigung und weniger enge Rollen ein. Davon profitieren beide Geschlechter.

VON JÖRG DÖBEREINER

Auch im Jahr 2025 gilt: „This is a man’s world“. Männer haben weiterhin erheblich mehr finanzielle Ressourcen und politische Macht als Frauen, verfügen laut Oxfam über 100 Billionen Dollar mehr Vermögen und laut UN über knapp drei Viertel der Sitze in nationalen Parlamenten. Frauen gewinnen zwar an politischer Mitbestimmung, aber nur im Schnecken tempo, weil viele Männer ihre eigenen Privilegien mit Zähnen und Klauen verteidigen.

Mancherorts gewinnt das Patriarchat sogar an Boden, wie UN-Generalsekretär António Guterres unlängst warnte. Das liegt auch an Machtmännern wie Wladimir Putin und Donald Trump, die das Bild des dominanten Mannes gezielt mit nationalistischer Politik verknüpfen, um autoritär agieren zu können. Junge Männer radikalieren sich derweil online in der „Manosphere“, einer Szene geprägt von Frauenfeindlichkeit und Dominanzfantasien.

„Es ist Zeit, dass wir Männer es begreifen:
Von mehr Gleichberechtigung profitieren
nicht nur unsere Frauen und Töchter,
sondern auch unsere Söhne und wir selbst.“

All das begünstigt, dass Männer zu Tätern werden, und darunter leiden vor allem Frauen. Etwa jede dritte Frau weltweit hat laut WHO physische oder sexuelle Gewalt durch ihren Partner oder andere Männer erfahren. Das Problem ist gravierend und besteht flächendeckend, sowohl in ärmeren als auch in reicheren Ländern. Noch zu wenige Männer erklären sich im Sinne von „Male Allyship“ mit Frauen solidarisch und unterstützen sie in ihrem Kampf um Gleichberechtigung.

Dabei zahlen auch viele Männer in unseren patriarchalisch geprägten Gesellschaften einen hohen Preis. Die ihnen zugeschriebene Rolle ist die des mental und körperlich uner-

schütterlichen Ernährers und Beschützers, und wer ihr nicht genügt, muss vielerorts mit sozialer Ausgrenzung rechnen. Nicht wenige Männer zerbrechen daran. Sie suchen oder finden zu selten Hilfe, flüchten in Sucht oder Aggression.

Sich Schwächen einzugestehen und Verantwortung für die eigene Gesundheit zu übernehmen, ist eine Stärke – aber im traditionellen Männlichkeitsbild eine Schwäche. Dabei sind wir Menschen nun mal verletzlich, auch Männer. Das ist selbstverständlich, muss aber leider immer wieder betont werden, solange patriarchale Erwartungen vorherrschen.

WESHALB ES MEHR FREIHEIT BRAUCHT

Es ist Zeit, dass wir Männer es begreifen: Von mehr Gleichberechtigung profitieren nicht nur unsere Frauen und Töchter, sondern auch unsere Söhne und wir selbst. Die Recherchen unserer Autor*innen für diese Ausgabe zeigen, wie sich Männer von Kenia bis Mexiko, von Uganda bis Deutschland bemühen, ihre Rolle in Familie und Beruf anders auszufüllen als noch ihre Väter und Großväter.

Frauen brauchen weiterhin mehr Rechte, Mitbestimmung, Zugang zu Ressourcen wie Land und Lohn – und nicht zuletzt mehr Sicherheit vor männlicher Gewalt. Beide, Frauen und Männer, brauchen weniger enge soziale Rollen. Beide sollten grundsätzlich die Wahl haben, wie stark sie sich beruflich und familiär verwirklichen möchten. Die gute Nachricht: Gleichberechtigung ist kein Nullsummenspiel. Mehr Freiheit für die einen vergrößert auch die Freiheit der anderen.



JÖRG DÖBEREINER

ist Chef vom Dienst von E+Z.

euz.editor@dandc.eu

PSYCHISCHE GESUNDHEIT

Weshalb Männer in Afrika – und anderswo – helfen sollten, das Patriarchat zu beenden

Das Patriarchat gewährt Männern Privilegien, bringt aber auch Normen und Erwartungen mit sich, die ihrer psychischen und physischen Gesundheit ernsthaft schaden. Oluyinka Ojedokun, Professor für Psychologie in Nigeria und Südafrika, erklärt, warum es im Interesse afrikanischer Männer selbst liegt, Männlichkeit neu zu definieren – nicht nur, um die Geschlechtergleichheit zum Wohle der Frauen zu fördern, sondern auch zugunsten ihres eigenen individuellen und kollektiven Wohlbefindens.

VON OLUYINKA OJEDOKUN



Männer und Frauen protestieren gemeinsam gegen geschlechtsspezifische Gewalt in Pretoria, Südafrika, im April 2025.

Es ist bekannt, dass das Patriarchat Ungleichheit aufrechterhält, indem es Männer privilegiert und Frauen marginalisiert. In patriarchalen Gesellschaften haben Männer mehr Vermögen und politischen Einfluss als Frauen. Sie üben Gewalt gegen Frauen aus und müssen zugleich manche alltäglichen Gefahren, denen sich Frauen und Kinder ausgesetzt sehen, nicht fürchten.

Allerdings schaden die patriarchalen Strukturen, die Männer privilegieren, ihnen selbst auch. Das ist in vielen afrikanischen Ländern zu beobachten, in denen das Patriarchat noch tief verwurzelt ist. So werden Männer etwa dazu erzogen, zu glauben, dass Männlichkeit durch Schweigen, Stoizismus und Durchhaltevermögen definiert wird. Viele verinnerlichen die Erwartung, dominant, erfolgreich und emotionslos sein zu müssen – bei gleichzeitiger körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit. Folglich neigen patriarchal geprägte Männer in Afrika – und in anderen Teilen der Welt – dazu, rücksichtslos, aggressiv und furchtlos zu handeln. Sie lehnen es oft ab, sich Hilfe zu suchen, verhalten sich gesundheitsgefährdend, unterdrücken Intimität und vermeiden tiefere Beziehungen.

„In Städten von Lagos bis Johannesburg geht es Bewegungen, die früher ausschließlich geschlechtsspezifische Gewalt und die mangelnde Ermächtigung von Frauen im Blick hatten, inzwischen auch um den Preis, den Männer im Hinblick auf ihre Psyche im Patriarchat zahlen.“

All das kann diverse Probleme nach sich ziehen. Beispielsweise

- verletzen sich Männer unnötig oder verlieren durch ihre Verhaltensweisen sogar ihr Leben,
- leidet bei ihnen das menschliche Grundbedürfnis nach Bindung,
- bleiben ihnen wertvolle Erfahrungen vorenthalten, etwa Intimität und tiefe Zuneigung in einer Beziehung.

Afrikanische Psycholog*innen haben untersucht, wie die Verinnerlichung schädlicher männlicher Normen zu Depressionen beiträgt und davon abhält, Hilfe zu suchen (Ezeugwu und Ojedokun 2020). Sie haben dokumentiert, wie der Anspruch, emotional hart zu sein, junge Männer isoliert und ihr Wohlbefinden untergräbt (Mogano et al. 2025). Hinter der stoischen Fassade und dem emotionslosen Auftreten vieler Männer in Afrika und anderswo klaffen unsichtbare, durch patriarchale Erwartungen erzeugte Wunden.

MÄNNER HINTERFRAGEN TRADITIONELLE VORSTELLUNGEN VON MÄNNLICHKEIT

Während Feministinnen schon seit Langem gegen das Patriarchat kämpfen und dessen schädliche Auswirkungen hervorheben, beginnen viele Männer erst jetzt zu verstehen, wie sehr auch sie darunter leiden. Tatsächlich findet derzeit in Afrika ein Wandel statt: Soziale Normen und Kommunikationsgewohnheiten werden hinterfragt und dekonstruiert. Das Patriarchat infrage zu stellen, gilt nicht mehr nur als Frauensache, sondern auch als Möglichkeit, die Männer aus dem emotionalen Gefängnis des Patriarchats zu befreien.

In Städten von Lagos bis Johannesburg geht es Bewegungen, die früher ausschließlich geschlechtsspezifische Gewalt und die mangelnde Ermächtigung von Frauen im Blick hatten, inzwischen auch um den Preis, den Männer im Hinblick auf ihre Psyche im Patriarchat zahlen. Kampagnen wie #MenAreTrash und Women Allying Women (WAW) haben sich zu einer allgemeineren Kritik am Patriarchat gewandelt und zeigen auf, wie starre Geschlechternormen alle Menschen betreffen – auch die Männer. Filme, Werbespots, Radiosendungen, Podcasts und Diskussionen auf Social Media – etwa unter den Hashtags #MenAreHumanToo und #EndToxicMasculinity – stellen Männer zunehmend als emotional komplexe Individuen mit psychischen Bedürfnissen dar. Auch Männer selbst diskutieren Themen wie Verletzlichkeit, psychische Gesundheit und Vaterschaft mit einer bisher ungekannten Offenheit.

Immer mehr Menschen setzen sich für ein gesünderes Verständnis von Männlichkeit ein, das niemandem schadet – weder Männern noch Frauen noch Kindern noch der Gesellschaft insgesamt. Sie heben Aspekte hervor wie Verletzlichkeit, Fürsorge und die Fähigkeit, die eigenen Emotionen anzuerkennen. Es ist wichtig festzuhalten, dass diese Trends weder die Sexualität von Männern infrage stellen noch ihnen ihre Männlichkeit absprechen möchten, sondern lediglich Männlichkeit neu definieren.

Studien bestätigen, dass sich das Verständnis von Männlichkeit in Afrika wandelt. Während sich noch immer viele

afrikanische Männer gezwungen sehen, sich an traditionelle Rollenbilder anzupassen, befürworten jüngere Generationen zunehmend die Gleichstellung der Geschlechter, gemeinsame Kinderbetreuung und emotionale Offenheit (Equimundo, IMAGES 2022). Frühere Studien zeigen: Männer, die mit gleichberechtigten Rollenmodellen in Berührung kommen – sei es durch Bildung oder gesellschaftliches Engagement – schneiden bei psychischer Gesundheit und familiären Beziehungen besser ab.

EIN KOLLEKTIVES BEFREIUNGSPROJEKT

Anzuerkennen, dass Männer unter den gängigen Fehlannahmen über Männlichkeit leiden, bedeutet nicht, vor den strukturellen Privilegien, die sie in vielen Gesellschaften genießen, die Augen zu verschließen. Eher hilft es, zu verdeutlichen, weshalb auch Männer ein echtes Interesse daran haben, das Patriarchat abzuschaffen. Das ist weder nur eine feministische Forderung noch geht es dabei ausschließlich um mehr Gerechtigkeit für Frauen und geschlechtliche Minderheiten. Vielmehr könnte man es als kollektives Befreiungsprojekt betrachten: Männer wie Frauen aus starren Systemen zu befreien, die Liebe, Empathie und gemeinsame Menschlichkeit einschränken.

Das ist leichter gesagt als getan. Schließlich hat es handfeste Gründe, weshalb das Patriarchat in vielen afrikanischen Gesellschaften so lange bestehen konnte. Auch wenn afrikanische Männer einen Preis dafür zahlen – ihre Privilegien sind immens. Hinsichtlich Bezahlung, Macht und Sicherheit sind sie weiterhin besser gestellt als Frauen. Manchen mögen die Vorteile so groß erscheinen, dass sie die negativen Aspekte verschleiern. Für andere mögen die Privilegien den Schaden sogar überwiegen.

Aus psychologischer Sicht wären afrikanische Männer jedoch ohne die Nachteile des Patriarchats wesentlich besser dran. Die Abschaffung traditioneller patriarchaler Normen würde afrikanischen Männern die Freiheit geben, ihre Gefühle zu zeigen, ohne sich zu schämen, und Hilfe zu suchen, ohne stigmatisiert zu werden. Sie könnten gute Väter sein, ohne Abstriche zu machen, und ihren Wert nicht allein an Geld oder Dominanz messen: Ihr Leben wäre erfüllter, gesünder und besser mit anderen verbunden.

Nicht zuletzt würde es die Gesellschaft für alle gerechter und lebenswerter machen, wenn afrikanische Männer ihre Vorstellungen von Männlichkeit änderten. In Gesellschaften mit größerer Geschlechtergleichheit gibt es weniger Gewalt, ein höheres Glücksniveau und eine bessere Gesundheit aller, einschließlich der Männer. Mit anderen Worten: Geschlechtergleichheit ist kein Nullsummenspiel, sondern schafft gesündere und nachhaltigere Gesellschaften.

EINE NEUE VISION VON MÄNNLICHKEIT

Es gilt also, Männlichkeit neu zu definieren – und zwar so, dass damit Männern, Frauen und der Gesellschaft allgemein gedient ist. Die psychologische Forschung legt nahe, dass neue Modelle von Männlichkeit emotionale Offenheit, gegenseitigen Respekt, Fürsorge und Gewaltfreiheit betonen sollten. Das sind keine „unmännlichen“ Eigenschaften, sondern schlicht menschliche.

Die gute Nachricht ist, dass sich der Wandel in vielen Teilen Afrikas in die richtige Richtung bewegt. Neben den erwähnten Veränderungen im Diskurs gibt es etwa auch zunehmend Forderungen nach Vaterschaftsurlaub im Beruf – ein sehr wichtiger Schritt hin zu echter Geschlechtergleichheit.

Allerdings verläuft kultureller Wandel tendenziell nicht gleichmäßig, und so gibt es in Afrika wie auf der ganzen Welt Gegenbewegungen, die wieder patriarchale Ideale etablieren wollen. Daher ist die aktive Beteiligung afrikanischer Männer besonders wichtig. Sie dürfen den Kampf gegen das Patriarchat nicht allein den afrikanischen Frauen überlassen. Stattdessen sollten sie ihr Umfeld konfrontieren, wenn es sich sexistisch äußert, sich auf politischer Ebene für bessere Angebote zur Kinderbetreuung einsetzen und gesündere Formen der Männlichkeit vorleben. Solche Bemühungen erfordern Mut, belohnen aber auch mit echter Verbindung, besserer Gesundheit und einer gerechteren Gesellschaft.

LINKS

Ezeugwu, C. R., und Ojedokun, O., 2020: Masculine norms and mental health of African men: What can psychology do? *Heliyon*, 6(12), e05650.

<https://doi.org/10.1016/j.heliyon.2020.e05650>

Mogano, N. T. H., Letsoalo, D. L., und Oduaran, C. A., 2025: Effects of masculine culture on the mental health of Northern Sotho male youth. *BMC Psychology* 13, Article 605.

<https://doi.org/10.1186/s40359-025-02934-3>

Equimundo, IMAGES, 2022: Men and gender equality in Africa. A regional status report in 10 headlines.

equimundo.org/resources/men-gender-equality-africa



OLUYINKA OJEDOKUN

ist Professor für Sozial- und Umweltpsychologie sowie sozialwissenschaftliche Forschungsmethoden an der Adekunle Ajasin University in Nigeria und der University of Pretoria in Südafrika.

oluyinka.ojedokun@aaau.edu.ng



Foto: picture alliance/ASSOCIATED PRESS/David Azia

Didinga-Männer stehen vor der Herausforderung, traditionelle Werte mit modernen Vorstellungen zu verbinden.

OSTAFRIKA

Junge Männer zwischen Tradition und Moderne

Stark, mutig, ein Versorger und Beschützer – so sollte ein Mann sein, gemäß den Normen der ethnischen Gruppe der Didinga in Südsudan. Junge Südsudanesen stehen vor der Herausforderung, solche traditionellen Vorstellungen mit modernen Konzepten von Männlichkeit zu vereinbaren.

VON ALBA NAKUWA

Wer bei den Didinga als Mann ernst genommen werden will, darf nicht zimperlich sein. „Sie haben uns mit dem Inhalt von Ziegenmägen beschmiert“, sagt Mark Lokulang, als er sich an den traditionellen Initiationsritus für Jungen ab 15 Jahren erinnert. Die Heimat der ethnischen Gruppe der Didinga, deren Kultur von Viehhaltung geprägt ist, liegt in den gleichnamigen Bergen in Südsudan, am Dreiländereck mit Uganda und Kenia.

Wie so viele Jungen vor ihm durchlief auch der mittlerweile 16-Jährige ein überliefertes System aus verschiedenen Altersstufen, das bestimmt, was von männlichen Mitgliedern in jeder Phase ihres Lebens erwartet wird. Bis zum Alter von zwölf Jahren gelten Jungen etwa als Kinder, die in verschiedenen Bereichen des Lebens noch unerfahren sind. Der von Mark Lokulang beschriebene Initiationsritus ist ein entscheidender Schritt hin zum vollwertigen Mannsein. Er dauert normalerweise drei Tage und findet fern von zu Hause in den Wäldern statt. Dort bringen ältere Männer den Heranwachsenden Dinge bei, die von einem Didinga-Mann erwartet werden: Entscheidungen treffen, Vieh hüten, die Familie beschützen und Zurückhaltung üben.

Diese kulturell verankerten Normen und Praktiken haben die Identität vieler Didinga-Männer über Generationen hinweg geprägt und ihren Platz in der Gemeinschaft bestimmt. Mark Lokulang erzählt, dass ihm die Männer in seinem Umfeld auch heute noch sagen, ein Mann müsse immer stark und mutig sein und dürfe keine Schwäche zeigen. Wenn Viehdiebe ihm seine Herde streitig machen wollen, dürfe er nicht weglaufen, sondern müsse um sein Vieh kämpfen und seine Gemeinschaft verteidigen.

„Mark Lokulang erzählt, dass ihm die Männer in seinem Umfeld auch heute noch sagen, ein Mann müsse immer stark und mutig sein und dürfe keine Schwäche zeigen.“

Dass andere Teenager ganz anders aufwachsen als er selbst, ist Mark Lokulang bewusst: Er hat Kontakt zu Gleichaltrigen und Älteren, die in Kenia oder Uganda ein Leben führen, das stärker von der Moderne geprägt ist. Er selbst besucht eine Sekundarschule vor Ort und möchte einmal im medizinischen Bereich arbeiten. Ein echter Mann zu sein, sagt er, bedeute für ihn, ein Kämpfer zu sein – nicht nur im Sinne eines Kriegers, sondern auch im Sinne von: im eigenen Leben für die Dinge kämpfen, die ihm wichtig sind. Er möchte das in der Schule und anderswo erworbene Wissen nutzen, um die althergebrachte Vorstellung davon, was einen „echten Mann“ ausmacht, zu erweitern.

TRADITION UND FORTSCHRITT VERBINDEN

Auch James George durchlief als junger Didinga den Initiationsritus. Danach lebte und studierte er in Kenia, bevor er in seine Heimat zurückkehrte. Heute arbeitet der 33-Jährige für die zivilgesellschaftliche Organisation Root Of Generations, die sich für Frauenrechte einsetzt. Er ist Gebietskoordinator für den südsudanesischen Bezirk Budi, in dem auch die Didinga-Berge liegen.

James George weist darauf hin, dass viele südsudanesischen Gemeinschaften weiterhin patriarchalisch geprägt sind. Deren Geschlechternormen stellten Männer in den Mittelpunkt von Macht und Entscheidungsfindung, während sie Frauen mit Hausarbeiten betrauten, sagt er.

„Unsere Väter haben uns gelehrt, dass ein guter Mann Vieh besitzt und seine Familie beschützt“, erklärt er. „Aber heute bedeutet Mannsein auch, zu wissen, wie man Chancen für sich selbst und andere eröffnet und gleichzeitig Konflikte friedlich löst, wobei man die Meinung seiner Schwestern, Mütter und Partnerinnen berücksichtigt.“

„Muacha mila ni mtuumwa“, zitiert James George ein Swahili-Sprichwort, das so viel bedeutet wie „Wer seine Traditionen aufgibt, ist ein Sklave“. Männlichkeit ist für ihn in der Geschichte verwurzelt, aber offen für Erneuerung. Die Herausforderung bestehe darin, zu wachsen, ohne sich selbst zu verlieren, meint er – und äußert die Hoffnung, dass es kommenden Generationen gelingen möge, Tradition und Fortschritt zu verbinden.

EIN SPAGAT ZWISCHEN ZWEI WELTEN

Einer, der genau das versucht, ist Daniel Bichiok. Auch er wurde in ein traditionelles Wertesystem geboren – in das der Nuer, einer ethnischen Gruppe, in der ebenfalls Viehzucht eine wichtige Rolle spielt. In seiner Kindheit kam er aus einer Gegend, die heute zu Südsudan gehört, nach Kenia und kickt dort inzwischen als Profifußballer in der Premier League, der höchsten Spielklasse.

„Die Herausforderung bestehe darin, zu wachsen, ohne sich selbst zu verlieren, meint James George – und äußert die Hoffnung, dass es kommenden Generationen gelingen möge, Tradition und Fortschritt zu verbinden.“

Für Daniel Bichiok ist seine Identität als Mann ein täglicher Spagat zwischen zwei Welten. In seinem Heimatdorf, erzählt er, werde von ihm erwartet, zu führen und für den Unterhalt zu sorgen. Dagegen verlange sein modernes Leben in Nairobi von ihm, Aufgaben zu teilen.

In Kenia hat der Kapitän von Nairobi United gelernt, dass es beim Mannsein mehr um die Fähigkeit zu Kooperation und Anpassung geht als um Dominanz. Gleichwohl, sagt er, spüre er oft den Erwartungsdruck seiner südsudanesischen Familie, die seinen Lebensstil als zu kenianisch empfindet. Er möchte aber nicht eine der beiden Kulturen wählen und die andere verwerfen, sondern zwischen ihnen eine Brücke bauen – seine Wurzeln verbinden mit der Möglichkeit, ein modernes Leben zu führen.

Wie aber sieht eigentlich der weibliche Blick auf das sich verändernde Männerbild aus? „In vielen afrikanischen Gesellschaften gilt, dass in einem Zuhause ohne Mann etwas fehlt“, sagt Sunday Lino, eine Südsudanerin, die in Kenia lebt und arbeitet. In ihrem Heimatland stehe Männlichkeit seit jeher für Schutz und Autorität, sagt die 28-Jährige. Diese Vorstellung von Männlichkeit hielt einst die Gemeinschaften zusammen, schränkte aber zugleich die Möglichkeit von Frauen ein, Führungspositionen zu übernehmen, sagt sie.

„Echte Männlichkeit sollte nicht unterdrücken“, sagt Sunday Lino. „Sie sollte die Schwachen schützen, nicht kontrollieren.“ Sie bestätigt, dass sich die Vorstellungen von Männlichkeit gerade wandeln. Jetzt, meint sie, sei es an den Männern in Südsudan, Kenia und anderswo, selbst zu entscheiden, wie sie diese neue Männlichkeit in ihrem Leben zum Ausdruck bringen möchten.



ALBA NAKUWA

ist freie Journalistin aus Südsudan.
Sie lebt in Nairobi.

albanakwa@gmail.com

TRUCKERINNEN IN MEXIKO

Die Last des Klischees

Einen Lkw zu fahren galt in Mexiko lange Zeit als Männeraufgabe. Gefährliche Routen und lange, einsame Schichten bedurften scheinbar eines „starken Geschlechts“. Doch Frauen sind dabei, die alten Stereotype aufzubrechen.

VON MONTSERRAT BUSTOS CARDONA



Foto: picture alliance/NurPhoto/Artur Wlodek

In Mexiko erobern Frauen langsam, aber sicher die Männerdomäne Lkw-Fahren: Verkehr im Bundesstaat Chiapas.

„Auch wenn Frauen in der Transportbranche weiterhin klar in der Minderheit sind, haben sie in den vergangenen Jahren dazu beigetragen, dass über Geschlechterrollen neu gedacht wird.“

Das Bild des rauen, einsamen und emotional unzugänglichen Frauenhelden hinter dem Steuer prägt jahrzehntelang das Berufsbild des Lkw-Fahrers in Mexiko. Tausende von Kilometern unter schwierigen Bedingungen zurückzulegen und dabei Hitze, Schlafmangel, Hunger und Gewalt auf der Straße zu ertragen, galt als Ausdruck von „Männlichkeit“ – ganz der widerstandsfähige und unabhängige Versorger. Die Branche gehört zu den am stärksten von Männern dominierten in ganz Mexiko.

Diese Vorstellung von Maskulinität birgt jedoch tiefe Konflikte. Armando Liceaga, Psychologe des Transportunternehmens Transportes Esteban (TES), sagt, hinter dieser Fassade verberge sich eine ungelöste emotionale Spannung: Viele Lkw-Fahrer sehnten sich danach, um Hilfe zu bitten oder sich verletzlich zu zeigen, aber ihnen fehlten die Mittel, dies auszudrücken. Seiner Erfahrung nach ist es nicht ungewöhnlich, dass Männer zwei oder mehr Familien an verschiedenen Orten des Landes unterhalten. Dies sei eine dysfunktionale Weise, Erleichterung von schweren Arbeitstagen zu suchen, die geprägt sind durch das Fehlen enger Bindungen oder die Entfernung von den Lieben.

Laut René López Pérez existiert in Mexiko nach wie vor latent ein Modell hegemonialer Männlichkeit, das auf Autorität, Unabhängigkeit und Unterdrückung von Emotionen basiert. Er ist Forschungsleiter bei GENDES, einer auf Männlichkeitsstudien spezialisierten Organisation. „Von klein auf wird Männern beigebracht, jegliche Verletzlichkeit zu leugnen und sehr kompetitiv zu sein. Diese Form der Sozialisierung passt zu den Anforderungen der Transportbranche: strapaziöse Arbeitstage, lange Isolation, allein getroffene Entscheidungen und Risikotoleranz“, sagt der Experte.

ARBEITSTEILUNG NACH GESCHLECHTERN

Lange Zeit waren Frauen wegen dieses Modells aus dem Spiel. Die tief in der mexikanischen Kultur verwurzelte geschlechtsspezifische Arbeitsteilung beschränkte sie auf die Bereiche Pflege, Hausarbeit und das Emotionale. Dagegen bemächtigten sich Männer der Bereiche, die körperliche Kraft, Risikobereitschaft und handwerkliche Fähigkeiten erforderten. Die wenigen Frauen, die sich traute, in diese Branchen einzusteigen, stießen auf eine doppelte Hürde: den mangelnden Zugang zu einer fachlich-technischen Ausbildung – und eine Unternehmenskultur, die sie als Anomalie betrachtete.

Nach der Covid-19-Pandemie eröffnete der Mangel an Lkw-Fahrern und das Streben der Frauen nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit neue Möglichkeiten: Der Frauenanteil in der Branche wuchs. Laut INEGI, der mexikanischen Statistikbehörde, machten im Jahr 2023 Frauen etwa 45% der Gesamtbeschäftigten aus, aber nur knapp 21% der Beschäftigten im Bereich Transport, Post und Lagerung. Dieses Verhältnis spiegelt sowohl den Rückstand in diesem Bereich wider als auch das Potenzial für Inklusion.

Paola Moncada, Vorsitzende der Asociación de Mujeres Operadoras (Vereinigung der Fahrerinnen), erinnert daran, dass vor nur vier Jahren weder die Berufsschulen noch die Unternehmen in Mexiko über die notwendige Infrastruktur und Mentalität verfügten, um Frauen in die Branche zu integrieren. Die vorherrschenden Vorurteile hätten in Frauen vor allem ein potenzielles Risiko und eine mögliche Ablenkung gesehen. Ein großer Teil der Frauen, sagt Moncada, habe sich aber sehr lernwillig gezeigt und damit bewiesen, dass sie die gesellschaftlichen Erwartungen nicht nur erfüllen, sondern übertreffen konnten. Heute verdienen manche dieser Frauen bis zu dreimal so viel wie zuvor in traditionellen Frauenberufen und hätten damit ihre Lebenssituation verbessert.

ANHALTENDE SCHWIERIGKEITEN

Erhebliche strukturelle Hindernisse bestehen allerdings fort. Dazu zählen der Mangel an sicheren Rastplätzen, Gewalt auf der Straße, Diskriminierung in vielen Unternehmen und der Widerstand einiger Kollegen, die die Anwesenheit von Frauen als Bedrohung empfinden. Darüber hinaus scheint die Einbeziehung von Frauen teils eher eine Frage des Images zu sein als ein echtes Bekenntnis zur Gleichstellung – etwa wenn sich an der Unternehmenskultur oder schlechten Arbeitsbedingungen nichts Wesentliches ändert.

Auch wenn Frauen in der Transportbranche weiterhin klar in der Minderheit sind, haben sie in den vergangenen Jahren dazu beigetragen, dass über Geschlechterrollen neu gedacht wird. Während immer mehr Lkw-Fahrer ihre Kolle-

ginnen akzeptieren, empfinden andere den Wandel eher als Verlust: Wenn sie nicht mehr die alleinigen Versorger sind und den Zugang zu ihrem Beruf mit Frauen teilen müssen – was bedeutet es dann noch, ein Mann zu sein?

Forscher René López Pérez vermutet, dass der Wandel von vielen Männern eher als Bedrohung wahrgenommen werde. Ihre traditionelle Vormachtstellung zu verlieren, ohne einen gesunden Anpassungsprozess zu durchlaufen, könne Widerstand, Ressentiments und sogar Gewalt auslösen.

Vor diesem Hintergrund gilt es nicht nur, die Ausbildung und Eingliederung von Frauen voranzutreiben, sondern auch Räume zu schaffen, in denen Männer ihre Rolle neu definieren können – sei es beruflich oder auch in ihrem Verhalten. Letztendlich geht es auch darum, den Männern beizubringen, mit Frauen gleichberechtigt zu kooperieren und sich dabei verletzlich zeigen zu dürfen, ohne Angst haben zu müssen, ihren Wert zu verlieren.

INKLUSION, RESPEKT UND NEUE VORBILDER

Don Urbano López Román, Lkw-Fahrer mit mehr als 30 Jahren Erfahrung auf der Straße, verkörpert diesen Wandel auf

greifbare Weise. „Meine Tochter fährt jetzt ihren eigenen Sattelzug; ich habe es ihr selbst beigebracht“, sagt er nicht ohne Stolz. „Ich habe große Bewunderung für Frauen, die sich trauen, einen Sattelzug zu fahren. Was wirklich zählt, sind Respekt und gute Vorbereitung, nicht das Geschlecht.“ Seine Einstellung ist Beweis dafür, dass Wandel möglich ist.

Auch jenseits des Transportsektors sind Frauen noch in vielen Bereichen unterrepräsentiert oder kämpfen gegen Vorurteile. Alternative Männlichkeitsmodelle werden dringend gebraucht. Es lohnt sich jedoch, noch einen Schritt weiterzugehen und nicht nur die Männlichkeit, sondern auch die Geschlechterrollen, die uns definieren, zu überdenken. In einer Welt mit vielfältigeren Identitäten und ohne sexistische Rollenbilder würde es Gewalt gegen Lkw-Fahrerinnen – oder Frauen in anderen Berufen – nicht mehr geben.



MONTSERRAT BUSTOS CARDONA

ist Reporterin, Fotografin und lokale Produzentin in Mexiko.

montserratbustosc@gmail.com

Abonnieren Sie den E+Z- Newsletter!

Unser 14-tägiger Newsletter bringt Neuigkeiten, Analysen, vernachlässigte Stories und wichtige Termine der globalen entwicklungspolitischen Community direkt in Ihr Postfach. Abonnieren Sie in wenigen Schritten die deutsche Version oder die englische.



GENDER STUDIES

Sich wandelnde Männlichkeiten

Der moderne Mann befindet sich in einer Krise. In Kenia wie auch anderswo in Afrika klammert er sich an verzerrte Vorstellungen von Männlichkeit, die ihn auf tragische Weise in emotionale Gefangenschaft führen. Denn obwohl das Patriarchat Männern Freiheit verspricht, entfremdet es sie in Wirklichkeit voneinander und spielt sie gegeneinander aus. Dabei ist Freiheit das ultimative Ziel für die gesamte Menschheit.

VON STEPHEN MUTIE

Männlichkeit hat in Kenia einen subtilen Wandel durchlaufen. Traditionelle Vorstellungen, die mit Dominanz, Eroberung und Gewalt verbunden sind, werden allmählich durch neue Identitäten ersetzt, die Männlichkeit als zart, flexibel und anpassungsfähig betrachten. Diese Veränderungen werden durch sich wandelnde gesellschaftliche Normen, wirtschaftlichen Druck und den Wunsch der jüngeren Generation nach Selbstverwirklichung beeinflusst.

Dieser allmähliche Wandel der Männlichkeit lässt sich auf die Fördermaßnahmen zurückführen, die in Kenia in den 1990er- und 2000er-Jahren umgesetzt wurden. Diese stellten die traditionelle männliche Dominanz und die damit verbundenen Erwartungen an Männer infrage, indem sie den Zugang von Frauen zu Chancen, Bildung und Leitungspositionen verbesserten. Sie spielten eine wichtige Rolle dabei, die gewalttätigen und unterdrückenden Aspekte des Patriarchats aufzudecken und aufzuzeigen, wie Frauenfeindlichkeit oft starre traditionelle männliche Normen unterstützt und aufrechterhält. Gerade diese Offenlegung der Unterdrückung durch das Patriarchat hat dazu geführt, dass feministische Aktivitäten und das Engagement von Männern für die Gleichstellung der Geschlechter in Kenia zugenommen haben.

SOZIOÖKONOMISCHE VERÄNDERUNGEN UND GLOBALE EINFLÜSSE

Die jüngsten sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen sowie globale Einflüsse haben jedoch die sich wandelnden

Vorstellungen von Männlichkeit in Kenia sowohl herausgefordert als auch verstärkt. Die Landwirtschaft ist das Rückgrat der kenianischen Wirtschaft, und Männer haben traditionell Rollen wie die des Ernährers der Familie inne. Die Versorgung mit Essen war in Kenia eine Machtquelle, die Männern half, Autorität zu erlangen und zu bewahren. Dies ändert sich jedoch gerade. Ein schwächelnder Agrarsektor und wirtschaftliche Unsicherheit, gekennzeichnet durch hohe Arbeitslosigkeit, haben die Fähigkeit kenianischer Männer, die Hauptversorger ihrer Familien zu sein, erheblich beeinträchtigt. Dies führt oft zu Gefühlen der Unzulänglichkeit und trägt zu einer Krise der Männlichkeit bei, in der Männer sich selbst als „echte Männer“ im traditionellen Sinne des Wortes disqualifizieren.

Diese scheinbare wirtschaftliche Entmachtung der kenianischen Männer führt zu einem zweiten Punkt: Die Urbanisierung erschwert es ihnen, für ihre Familien zu sorgen. Familien sind in Städte gezogen, in denen es keine großen landwirtschaftlichen Betriebe gibt. Dies zwingt sowohl Männer als auch Frauen zur Arbeitsaufnahme, um den Haushalt zu unterstützen. Dadurch verschwimmen die Grenzen bezüglich der Frage, wer für den Unterhalt zuständig ist.

Drittens haben sich die Bildung und die wirtschaftliche Stellung von Frauen verbessert, wodurch sie mit dem nötigen Wissen ausgestattet wurden, um sich gegen bestehende patriarchalische Systeme zu wehren. Dies sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass traditionelle

Ein traditioneller Sprungtanz ist Teil der Enkipaata-Zeremonie, einem bis heute praktizierten Übergangsritus für Männer der Maasai.

Foto: picture alliance/ASSOCIATED PRESS/Brian Inganga



männliche Ideale nach wie vor existieren und oft durch starke patriarchalische Strukturen, kulturelle Praktiken wie Mitgiftzahlungen und politische Diskussionen, in denen die Entmannung von Männern beklagt wird, aufrechterhalten werden. Solche Narrative betreffen insbesondere die „Notlage“ männlicher Kinder. Das spiegelt sich oft im politischen und sozialen Diskurs wider, in dem das vermeintliche Verdrängen von Jungen angeprangert wird. Die Behauptung lautet, dass positive Diskriminierung Jungen in der Bildung und auf dem Arbeitsmarkt benachteiligt, ihre zukünftige Rolle als Versorger gefährdet und die traditionelle patriarchalische Familienstruktur untergräbt.

Viertens setzen globale Einflüsse, insbesondere durch digitale Medien, Männer verschiedenen Formen von Männlichkeit aus und fördern flexiblere Identitäten. Allerdings können diese Einflüsse auch schädliche, hypermaskuline Ideale verstärken.

Tatsächlich sind die gesellschaftlichen Erwartungen an Männer, die Hauptverdiener zu sein, nach wie vor stark ausgeprägt. Das führt zu Ängsten, wenn sie dieser Rolle nicht gerecht werden können. Als Reaktion auf die Bedrohung ihres Status nehmen einige Männer hypermaskulines Verhalten – wie Aggression oder Drogenmissbrauch – an, um ihre Dominanz zurückzugewinnen. Darüber hinaus verbinden bestehende Vorstellungen von sexueller Identität Männlichkeit weiterhin mit sexuellen Eroberungen. Diese Kombination aus Herausforderungen und traditionellen Normen schafft ein dynamisches und manchmal konfliktreiches Umfeld für kenianische Männer. Sie unterstreicht die Spannung zwischen sich wandelnden sozialen Realitäten und anhaltenden traditionellen Erwartungen.

Die Veränderungen in kenianischen Vorstellungen von Männlichkeit haben erhebliche Auswirkungen auf die laufenden Bemühungen zur Förderung der Gleichstellung der Geschlechter und zur Stärkung der Rolle der Frau. Diese Auswirkungen können sowohl hilfreich als auch einschränkend sein und schaffen ein komplexes Umfeld für sozialen Wandel.

NEUE VERBÜNDETE

Ein wichtiger fördernder Faktor ist der Anstieg männlicher Verbündeter im Kampf für die Gleichstellung der Geschlechter in Kenia. Einige kenianische Männer haben die Grenzen traditioneller männlicher Ideale erkannt – insbesondere den Druck, alleiniger Versorger zu sein – und sind bereit, Verantwortung im Haushalt und in Beziehungen zu teilen. Dies führt zu einer stärkeren Beteiligung der Männer an Kinderbetreuung und Haushaltsaufgaben und fördert gleichberechtigtere Partnerschaften.

Diese sich wandelnden kenianischen Männlichkeitsbilder haben die starren Geschlechterstereotypen infrage gestellt, die Frauen historisch auf bestimmte Rollen beschränkten. Wenn Männer traditionelle Dominanznormen hinterfragen, haben Frauen die Möglichkeit, Führungsrollen zu übernehmen, ihre Handlungsfähigkeit zum Ausdruck zu bringen und sich stärker am öffentlichen Leben zu beteiligen – ohne dabei auf großen Widerstand von Männern zu stoßen. Wenn Männer darüber hinaus erkennen, dass traditionelle Männlichkeit ihrem eigenen Wohlbefinden schaden und zu Stress, Isolation und psychischen Problemen beitragen kann, können sie Empathie entwickeln und besser verstehen, welchen Herausforderungen Frauen gegenüberstehen. Diese gemeinsame Erkenntnis systemi-

scher Zwänge hat bereits zu Maßnahmen geführt, um unterdrückende Geschlechternormen für alle abzubauen.

WIDERSTAND UND AGGRESSION

Andererseits hat die Entwicklung der Männlichkeit in Kenia auch erhebliche Hindernisse für die Geschlechtergleichstellung und die Stärkung von Frauen mit sich gebracht. Einige Männer sehen die Infragestellung traditioneller Rollen als Verlust von Macht und Status, was zu Widerstand und Gegenreaktionen gegen den Fortschritt der Frauen in Kenia führt. Leider hat dies auch eine Zunahme geschlechtsspezifischer Gewalt mit sich gebracht, da einige Männer zu Aggressionen übergehen, um ihre vermeintliche Autorität zurückzugewinnen. Darüber hinaus verstärkt die „Krise der Männlichkeit“, mit der diejenigen konfrontiert sind, die ihre traditionelle Rolle als Versorger nicht erfüllen können, ironischerweise frauenfeindliche Überzeugungen, da Männer Frauen für ihre wirtschaftlichen Schwierigkeiten oder gesellschaftliche Veränderungen verantwortlich machen. Dies verstärkt erneut patriarchalische Ansichten, wobei die wahrgenommene Bedrohung der männlichen Identität dazu führt, dass Männer darauf bestehen, traditionelle Hierarchien aufrechtzuerhalten. Während einige globale Einflüsse flexiblere Vorstellungen von Männlichkeit fördern, propagieren andere Formen „toxische Männlichkeit“ als Gegenteil, der sexuelle Dominanz, Aggression und die Objektivierung von Frauen betont.

Letztendlich sind die Auswirkungen des Wandels der Männlichkeitsbilder auf die Geschlechtergleichstellung und die Stärkung der Rolle der Frau in Kenia unterschiedlich. Wir befinden uns an einem kritischen Punkt, an dem Chancen für positive Veränderungen mit dem Risiko tief verwurzelter Widerstände einhergehen. Das zeigt, wie wichtig es ist, diese Dynamiken zu verstehen, um wirksame Maßnahmen entwickeln zu können. Die Förderung positiver und gerechter Männlichkeitsbilder in Kenia bedarf nicht nur einer Neudefinition männlicher Rollen, sondern auch einer grundlegenden Veränderung des gesamten Geschlechterkonzepts im Interesse aller.

Die beobachteten Herausforderungen und Veränderungen weisen auf mehrere wirksame und wichtige Wege hin.

1. Bildungs- und Sensibilisierungsprogramme zur Geschlechtergleichstellung sind von entscheidender Bedeutung und müssen bereits in der frühen Kindheit beginnen. Diese Initiativen müssen schädliche Geschlechternormen und Stereotypen aktiv infrage stellen, indem sie sowohl Jungen als auch Mädchen in tiefgründige Diskussionen über traditionelle Geschlechterrollen einbeziehen. Solche Programme sollten Teil der formalen Bildung sein und auf den Dialog in der Gemeinschaft ausgedehnt werden. Sie können Plattfor-

men wie religiöse Organisationen und Jugendnetzwerke nutzen, um sichere Räume für Männer zu schaffen, in denen diese über Verletzlichkeit, psychische Gesundheit und den gesellschaftlichen Druck veralteter männlicher Ideale sprechen können. Dazu gehört auch die Förderung von Empathie, Verantwortungsbewusstsein und respektvollen Partnerschaften.

2. Es ist wichtig, die sozioökonomischen Ursachen der Ohnmacht von Männern anzugehen. Strategien sollten sich darauf konzentrieren, Männer wirtschaftlich zu stärken, indem sie ihnen Fähigkeiten und Möglichkeiten eröffnen, auf vielfältige Weise zu ihren Haushalten und Gemeinschaften beizutragen und über die Rolle des „Versorgers“ hinauszuwachsen. Wenn Männer sich wirtschaftlich abgesichert und wertgeschätzt fühlen, greifen sie weniger wahrscheinlich auf schädliche Bewältigungsmechanismen zurück oder widersetzen sich dem Fortschritt von Frauen. Darüber hinaus kann die Förderung gemeinsamer Haushalts- und Betreuungsaufgaben innerhalb der Familie durch die aktive Beteiligung von Männern neu definieren, was es bedeutet, zu Hause ein „Mann“ zu sein. Das fördert gerechtere Beziehungen und verringert die Belastung für Frauen.
3. Wirksame Strategien sollten einen akteursübergreifenden und intersektionalen Ansatz verfolgen. Dazu gehört die Zusammenarbeit mit Männergruppen, Frauenrechtsorganisationen, Gemeindevorsteher*innen und politischen Entscheidungsträger*innen, um Maßnahmen zu entwickeln, die die verschiedenen Erfahrungen von Männern und Jungen unterschiedlicher Altersgruppen, ethnischer Herkunft und sozioökonomischer Hintergründe berücksichtigen. Politische Reformen, einschließlich Fördermaßnahmen, müssen sorgfältig geprüft werden, um sicherzustellen, dass sie die Gleichstellung der Geschlechter wirklich voranbringen, ohne unbeabsichtigte Gegenreaktionen hervorzurufen. Durch die Förderung positiver Vorbilder, die Ermutigung zu respektvollem (Online-)Verhalten und das beständige Aufzeigen der Vorteile der Geschlechtergleichstellung für Männer und Frauen kann Kenia eine gerechtere Gesellschaft aufbauen, in der Männlichkeit durch Gleichberechtigung, Respekt und geteilte Verantwortung definiert wird.



STEPHEN MUTIE

arbeitet als Forscher für Cultural and Gender Studies an der Fakultät für Literatur, Linguistik und Fremdsprachen der Kenyatta Universität in Nairobi.

mutie.stephen@ku.ac.ke



Auch ein „starker Mann“ kann ein liebevolles Verhältnis zu seinen Kindern haben.

ROLLENBILDER

Warum das Einkommen steigt, wenn auch Männer das Baby tragen

An der Universität legte Godfrey Mukalazi aus Uganda seinen Schwerpunkt auf Gender Studies – als einziger Mann. Heute gibt er Gender-Trainings für Ehepaare. Dabei geht es neben Beziehungsthemen auch um das Familieneinkommen.

GODFREY MUKALAZI IM INTERVIEW MIT MONIKA HOEGEN

Godfrey Mukalazi, in der ugandischen Gesellschaft herrscht immer noch ein sehr traditionelles Rollenbild vor. Wie wird die Rolle der Männer üblicherweise gesehen?

Männer sind traditionell die Familienoberhäupter und diejenigen, die für den Lebensunterhalt sorgen. Aber nicht nur die Familien, auch die Dorfgemeinschaften sind patriarchal strukturiert. Zwar gibt es regionale Unterschiede, doch in den Führungspositionen befinden sich meist Männer.

Vor diesem Hintergrund ist Ihre Studienwahl sehr ungewöhnlich. Sie haben Sozialwissenschaften an der Makerere-Universität in Kampala studiert und den Schwerpunkt „Women and Gender Studies“ gewählt. Wie war das, als Sie Ihrer Familie und Ihren Freunden davon erzählten?

Einige waren schockiert, andere haben mich ausgelacht. „Das ist doch nur was für Frauen“, hieß es. Und tatsächlich gab es an der Uni außer mir in diesem Fach nur Studentinnen. In Uganda glauben die meisten Menschen, Gender sei ein Thema, das nur Frauen angehe und mit dem Männer nichts zu tun haben. Ich habe mich davon aber nicht entmutigen lassen, denn ich habe eine große Leidenschaft für das Gender-Thema.

Woher kommt diese Leidenschaft?

Ich bin fest davon überzeugt, dass ein besseres Verhältnis der Geschlechter untereinander die Lebensverhältnisse

der Menschen in Uganda ganz konkret verbessert. Und genau das möchte ich vermitteln – Gender ist keine „Frauensache“, sondern etwas, das uns alle angeht.

Inzwischen arbeiten Sie als Gender-Experte für das Projekt TeamUp (siehe unten). TeamUp möchte die Lebensbedingungen für ugandische Jugendliche in ärmeren ländlichen Regionen verbessern, insbesondere in den Kaffeeanbaugebieten in Zentraluganda. Wie sieht Ihre Arbeit aus?

Erst einmal geht es darum, die Gender-Perspektive in alle Bereiche von TeamUp einfließen zu lassen – seien es nachhaltige Landwirtschaft und Einkommenssteigerung, reproduktive Gesundheit oder Wasser- und Sanitärmaßnahmen. Zudem bilde ich als Trainer junge Frauen und Männer im Rahmen des sogenannten „Haushaltsansatzes“ aus. Dabei geht es darum, dass Paare besser miteinander kommunizieren und gemeinsam über die wichtigen Dinge ihres Lebens entscheiden – und nicht mehr, wie in der traditionellen Ehe meist der Fall, in starren Rollen verharren. Die Teilnehmenden unserer Trainings machen wir so zu „change agents“, von denen auch andere in den Dorfgemeinschaften lernen können.

Wie genau gestalten Sie ein solches Training?

Ganz wichtig ist, nicht mit Schuldzuweisungen – auch nicht an die Männer – zu arbeiten, sondern mit Verständnis. Oft denken Ehepartner voneinander, der jeweils andere würde



Godfrey Mukalazi bei einem Gender-Training im Dorf Bukooki in Zentraluganda.

Foto: Brian Ottieno

„Viele unserer traditionell erzogenen Männer sind immer noch eher bereit, einem Mann zuzuhören als einer Frau.“

nichts tun. Doch wenn wir dann ihre To-do-Listen vergleichen, stellt sich heraus, dass beide ihren Beitrag leisten – aber nicht erkennen oder wissen, was der oder die andere leistet. Das müssen wir aufbrechen, um für mehr gegenseitigen Respekt zu sorgen. Im Training hilft dabei auch eine humorvolle Herangehensweise.

Sie arbeiten mit Karikaturen, witzigen Fotos und Rollenspielen, in denen der Spieß zwischen Mann und Frau gern mal umgedreht wird. Wie kommt das an?

Das weckt erst mal viel Belustigung. Zum Beispiel, wenn wir Männer auffordern, sich mit dem Tuch ein Kleinkind auf den Rücken zu binden, so wie es sonst in Uganda nur die Frauen tun. So manch einer geht da erst mal in eine Abwehrhaltung. Doch ich versuche, klar zu vermitteln: Auch wenn du das machst und ein neues, liebevolleres Verhältnis zu deinen Kindern entwickelst, bist du weiterhin ein starker Mann.

Bei TeamUp heißt es, dass mit einem neuen Rollenverständnis sowie mehr gemeinsamer Verantwortung im Haushalt nicht nur die Beziehung auflebt. Auch das Einkommen der Paare kann steigen. Wie das?

Traditionell sind die Männer für das Familieneinkommen zuständig. Die Frauen sollen zu Hause bleiben, dürfen und können nichts beitragen. Das aber vergrößert oft nur die Armut. Ich erinnere mich, dass mein Vater, als ich klein war, einmal für längere Zeit bei einer Exkursion im Dschungel stecken blieb. Damit wir nicht verhungern, musste meine Mutter – ganz entgegen der Tradition – ein paar kleinere Jobs annehmen. Als mein Vater zurückkam, war er beeindruckt von ihrem Mut und ihrer Leistung. Er unterstützte sie fortan beim Aufbau eines kleinen Shops. Unserer Familie ging es seitdem besser als je zuvor.

Sind die Männer denn immer so leicht zu überzeugen und Rollenklischees einfach aufzubrechen?

Nein. Wir können hier bei uns nicht auf einen schnellen Wandel setzen, sondern müssen Geduld haben. Unsere „change agents“, die ja die Verhältnisse in den Familien, Gemeinden und Dörfern gut kennen, helfen bei der behutsamen Veränderung.

Glauben Sie, dass der Ansatz erfolgreich sein und sich in Uganda in Sachen Geschlechterverhältnis langfristig etwas ändern wird?

Hundertprozentig, ja. Indem wir Gender-Themen adressieren und uns für mehr Gleichheit einsetzen, gehen wir ans Herzstück der Familien und der Gemeinschaften. So können wir das soziale und wirtschaftliche Potenzial unserer Gesellschaft entfalten – zum Wohle aller. Allerdings gibt es derzeit noch zu wenig solcher Trainings und Projekte.

„Gender ist keine ‚Frauensache‘, sondern etwas, das uns alle angeht.“

Bei TeamUp arbeiten außer Ihnen noch andere männliche Gender-Experten. Warum werden nicht mehr Frauen eingesetzt?

Viele unserer traditionell erzogenen Männer sind immer noch eher bereit, einem Mann zuzuhören als einer Frau. Oft kommen männliche Teilnehmer nach dem Training zu mir und sagen, sie waren zunächst überrascht, etwas von mir als Mann zum Thema Gender zu erfahren. Aber gleichzeitig können sie die Ratschläge von mir als „einem der ihren“ besser annehmen.

Wir sprachen mit Godfrey Mukalazi im Anschluss an eines seiner Gender-Trainings im Dorf Bukooki in der zentral-ugandischen Provinz Kassanda, 120 Kilometer von Kampala entfernt. Das Projekt „TeamUp“, für das Godfrey Mukalazi arbeitet, ist eine Multi-Stakeholder-Initiative, getragen von der Hanns R. Neumann Stiftung (HRNS), der Siemens Stiftung sowie der Deutschen Stiftung Weltbevölkerung (DSW) und unterstützt vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ).



GODFREY MUKALAZI

arbeitet als Gender-Experte für das Projekt TeamUp in Uganda.

teamupug.org

Foto: Brian Otieno



MONIKA HOEGEN

ist Journalistin, Moderatorin und Kommunikationsberaterin mit einem Schwerpunkt auf entwicklungspolitischen Themen.

monika.hoegen@t-online.de

Dieser Text ist von der allgemeinen Genehmigung zur Weiterverwendung von E+Z-Inhalten (siehe Impressum) ausgenommen.

GEWALT GEGEN FRAUEN

„Respektvolle Beziehungen ermöglichen“

In Bolivien setzt sich die Nichtregierungsorganisation Centro Juana Azurduy für Gleichberechtigung der Geschlechter ein – und arbeitet dafür auch mit Männern, die wegen Gewalt gegen Frauen angeklagt sind. In Therapien erlernen sie Rollenbilder, die ohne Gewalt auskommen.

MARTHA NOYA IM INTERVIEW MIT BETTY ROSA CHOQUE

Frau Noya, Sie leiten das Centro Juana Azurduy (CJA) in Sucre und setzen sich dort insbesondere gegen Gewalt an Frauen ein. Das Problem ist riesig: Laut UNFPA ist in Bolivien jede dritte Frau zwischen 15 und 49 Jahren schon Opfer geschlechtsspezifischer Gewalt geworden. Was hat das mit männlichen Rollenbildern zu tun?

Frauen haben das Recht auf ein Leben ohne Gewalt. Dieses Recht wird ihnen in unserer Gesellschaft jedoch nicht gewährt, und das liegt an den Beziehungen zwischen Männern und Frauen. Sie sind in Bolivien von einem totalen

„Die Männer müssen verstehen, dass ihre Macht und ihre Privilegien nicht naturgegeben sind, sondern gesellschaftliche Konstrukte, die verändert werden können und müssen.“

Ungleichgewicht gekennzeichnet: Wir sehen Beziehungen von Unterdrückung und Unterwerfung, die aus Rollenstereotypen entstehen. Diese bestimmen die männliche und die weibliche Identität. Ihr Ursprung liegt im patriarchalen und auch im kolonialen System der Unterdrückung.

Was charakterisiert denn die männliche und weibliche Identität in unserer Gesellschaft?

Die weibliche Identität basiert auf Unterordnung sowie auf emotionaler, materieller und wirtschaftlicher Abhängigkeit von Männern. Die männliche Identität hingegen umfasst die Vorstellung, ein Anführer zu sein, von dem andere abhängig sind, der Entscheidungen trifft und Macht hat. Diese historische Konstruktion ist hunderte Jahre alt, auch wenn sie sich über die Zeit gewandelt hat.

Was hat sich verändert?

Heute ist die Frau nicht mehr Eigentum des Mannes; sie kann eigene politische und wirtschaftliche Entscheidungen treffen und hat auch Zugang zu Räumen der Macht. Trotzdem bestehen Abhängigkeiten aller Art fort, darunter emotionale, wirtschaftliche und politische. Solange Frauen keine volle Autonomie über ihr Leben, ihre Körper und ihre Entscheidungen haben, verharren wir in dieser Struktur der Ungleichheit.

„Männer wie Frauen müssen machistische Verhaltensweisen und Werte hinterfragen und entlernen.“

Was ist in diesem Zusammenhang die Aufgabe von Männern?

Aus einer feministischen Perspektive heraus glauben wir, dass ein wirklicher Wandel in den Geschlechterbeziehungen sehr schwierig sein wird, wenn die männliche Identität nicht dekonstruiert wird und Männer diesen Veränderungsprozess für sich selbst annehmen. Deshalb reden wir davon, eine neue Männlichkeit zu schaffen, die nicht unterdrückend, aggressiv und gewalttätig ist – und die nicht vom Gefühl geprägt ist, Macht über Frauen zu besitzen. Diese

Macht ist so weitreichend, dass sie die Psyche und das Leben von Frauen bedroht. Eine neue Männlichkeit soll Beziehungen ermöglichen, die auf Gleichberechtigung und Respekt basieren und frei von Gewalt sind.

Das CJA arbeitet schon lange zu diesem Thema. Haben Sie über all die Jahre Veränderungen in Bezug auf das Männlichkeitsbild in der bolivianischen Gesellschaft festgestellt?

In einigen Fällen gab es Veränderungen, aber einen generellen gesellschaftlichen Wandel zu erreichen, ist sehr schwierig. Aber ja, unsere Arbeit trägt Früchte. Wir können die Wirkung ganz gut messen, weil wir mit männlichen Tätern arbeiten. Wir haben eine Kooperation mit den regionalen Strafverfolgungsbehörden: Sie schicken uns Männer, die Gewalt gegen Frauen ausgeübt haben und deshalb strafrechtlich verfolgt werden. Bei uns durchlaufen sie eine Psychotherapie.

Warum dieser therapeutische Ansatz?

Rechtlich ist es so: Ein Mann, der wegen häuslicher Gewalt angeklagt ist, kann unter bestimmten Voraussetzun-



Foto: Nicholas Hollmann

Martha Noya vom Centro Juana Azurduy bei der Auftaktveranstaltung zu einer Kampagne gegen psychische Gewalt gegen Frauen.

„Am Ende der Therapie bei uns erkennen hundert Prozent der Männer an, dass sie ein machistisches Verhalten zeigen, und ein Teil von ihnen ist bereit, das zu ändern.“

gen eine Aussetzung seines Verfahrens oder seiner Strafe erreichen. Eine dieser Voraussetzungen ist eine Psychotherapie. Das Ziel ist, dass die Täter lernen, ihre Wut zu kontrollieren. Sie sollen sich bewusst machen, dass ihr gewalttätiges Verhalten Teil der Konstruktion einer hegemonialen Männlichkeit ist. Sie sollen anerkennen: „Ja, ich bin Täter, weil ich ein Mann bin und weil ich glaube, dass Frauen weniger wert sind als ich.“ Sie lernen bei uns, dass sie diese Vorstellung verändern müssen, um gesündere Beziehungen führen zu können.

Das ist ein großes Ziel. Wie gehen Sie vor?

Die Therapie umfasst zehn Gruppen- und zehn Einzelsitzungen mit jedem Teilnehmer. Am Anfang und am Ende des Prozesses gibt es einen Test, um festzustellen, inwieweit die Männer das Problem verstehen und sich ihre gewalttätigen Einstellungen eingestehen. Einen tiefgreifenden Wandel zu messen, ist schwierig, denn Verhaltensänderungen zeigen sich erst über lange Zeiträume. Was wir aber sagen können: Am Ende der Therapie bei uns erkennen hundert Prozent der Männer an, dass sie ein machistisches Verhalten zeigen, und ein Teil von ihnen ist bereit, das zu ändern.

Die Therapien für Straftäter sind nur ein Teil der Arbeit von CJA. Das übergeordnete Ziel ist es, Diskriminierung gegen Frauen abzubauen. Wie hängt beides zusammen?

Für uns bedeutet die Überwindung des Patriarchats, mentale, soziale, kulturelle und institutionelle Strukturen abzubauen, die die Macht des Mannes über die Frau aufrechterhalten. Dabei geht es nicht nur darum, Gesetze oder Diskurse zu verändern. Es geht auch um Veränderungen im täglichen Leben, in den familiären Beziehungen und in den Denkweisen, die tief in der Gesellschaft verwurzelt sind. Wir alle wurden in einem patriarchalen System sozialisiert. Da-

her müssen Männer wie Frauen machistische Verhaltensweisen und Werte hinterfragen und entlernen.

Ihnen ist neben der Abkehr vom Patriarchat auch Dekolonialisierung wichtig. Wie hängt beides zusammen?

Das Patriarchat entstand nicht von selbst: Es kam mit der Kolonisierung. Sie zwang uns eine Weltsicht auf, in der der männliche, weiße, westliche Mensch mehr Wert war. Wenn wir von Dekolonisierung sprechen, meinen wir eine Rückbesinnung auf unsere eigenen Kulturen, Sprachen und Lebensweisen – auch auf die Beziehungsformen, die bei den Indigenen Völkern vor der Kolonisierung existierten. Dort herrschte zum Beispiel ein Prinzip der Komplementarität von Männern und Frauen vor, nicht der Unterordnung. In unserer Arbeit mit Gewalttätern gehen wir Entpatriarchalisierung und Dekolonisierung parallel an. Die Männer müssen verstehen, dass ihre Macht und ihre Privilegien nicht naturgegeben sind, sondern gesellschaftliche Konstrukte, die verändert werden können und müssen. Dadurch werden nicht nur die Frauen befreit, sondern auch die Männer. Die neue Männlichkeit erlaubt ihnen, menschlicher und sensibler zu sein und dem Zwang zu Gewalt und Herrschaft zu entkommen. Wenn ihnen erst einmal klar wird, wie sehr der Machismus ihr Leben bestimmt, eröffnet sich die Möglichkeit für wirklichen Wandel.



MARTHA NOYA

leitet die Frauenrechtsorganisation Centro Juana Azurduy in Sucre, Bolivien.

[Centro Juana Azurduy – Empoderar para despatriarcalizar](#)



BETTY ROSA CHOQUE

ist eine bolivianische Journalistin.

[facebook.com/betty.rosa.choque.cabrera](#)

SEXUALISIERTE GEWALT GEGEN JUNGEN UND MÄNNER

Der Rentierbaby-Effekt

Auch Männer erleben Stalking, Übergriffe oder Beziehungsgewalt – doch Hilfe suchen und finden sie nur selten. Serien wie „Rentierbaby“ räumen mit Klischees auf, und neue Initiativen versuchen, Jugendliche online zu erreichen, etwa auf der Gaming-Plattform Twitch.

VON SONJA PETERANDERL

BABY REINDEER



Foto: picture alliance/Chris Pizzello/Invision/AP/Chris Pizzello

Der schottische Comedian Richard Gadd (Mitte) thematisiert in seiner Miniserie „Rentierbaby“ seine eigenen Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt.

Wenn er keinen Sex mit ihr wollte, verhöhnte sie ihn und sprach ihm seine Männlichkeit ab. „Sie dachte: Ein Mann muss doch Sex haben wollen, immer verfügbar sein“, sagt Max, der eigentlich anders heißt. Wenn er sich entziehen wollte, habe seine Ex-Freundin ihn als „Weichei“ verhöhnt. Sie habe die Passwörter seiner Social-Media-Profile gekannt, bei jedem Treffen sein Smartphone kontrolliert sowie Nachrichten und Fotos durchgesehen. Einmal habe sie ihn sogar vor ihren Eltern geohrfeigt. „Ich habe mich machtlos gefühlt, benutzt und auch ausgeleugt“, erzählt der Student, der in Deutschland lebt. Auf die Idee, sich Hilfe zu suchen, sei er nicht gekommen. Selbst Freunden habe er kaum von seiner Beziehung erzählt.

Max sagt, er habe sich dafür geschämt, Beleidigungen und Übergriffe zuzulassen. Lange habe er auch nicht richtig realisiert, dass er Beziehungsgewalt erlebt habe. Er sei „emotional abhängig“ gewesen, glaubt er. Dem auf Männerberatung spezialisierten Psychologen Björn Sufke zufolge geht es vielen Betroffenen so. Klischees verzerren oft den Blick auf eigene Gewalterfahrungen; auch mediale Darstellungen und Popkultur prägen die gesellschaftlichen Vorstellungen von sexualisierter Gewalt – etwa, wie ein typisches „Opfer“ aussieht. „Männer sind Täter, Frauen sind Opfer“, fasst Sufke die gängige Vorstellung zusammen.

Tatsächlich sind es vor allem Frauen, die Stalking und Beziehungsgewalt erleben – und allzu oft endet das tödlich. Den Vereinten Nationen zufolge wurde 2023 weltweit etwa alle zehn Minuten eine Frau ermordet, oft von Partnern, Ex-Partnern oder Angehörigen.

Doch auch Jungen und Männer erleben sexualisierte Gewalt, Stalking oder Beziehungsgewalt durch Männer oder Frauen. Erzählungen, die diese Realität widerspiegeln und in denen Betroffene sich wiedererkennen, gibt es noch zu selten. Eine davon ist die 2024 veröffentlichte britische Netflix-Serie „Rentierbaby“ (im Original „Baby Reindeer“), mit der der schottische Comedian, Schauspieler und Drehbuchautor Richard Gadd verarbeitet, wie er von einer Frau gestalkt und von einem Mann sexuell missbraucht wurde.

MEHR MÄNNER NUTZEN HILFSANGEBOTE

In Großbritannien löste die Serie im vergangenen Jahr einen „Rentierbaby“-Effekt aus: Deutlich mehr junge Männer wandten sich nach dem Serienstart an Beratungsstellen für gewaltbetroffene Männer. „Rentierbaby“ zeigt auch, wie schwer es ist, bei übergriffigem Verhalten Grenzen zu setzen – weil Betroffene vielleicht erst ein gutes Verhältnis zu der Person haben, sie die Risiken falsch einschätzen, sich gute und schlechte Erlebnisse abwechseln, sie Angst vor den Folgen haben oder die andere Person nicht verletzen wollen.

„Jeremy Indikas digitale Initiative „Something to say“ bietet Menschen, die als Kinder oder Jugendliche missbraucht wurden, eine Plattform. Sie zeigen Gesicht – und wollen so das Schweigen rund um Kindesmissbrauch brechen.“

„Die Serie ist kreativ gemacht, und ich finde es gut, dass das Thema durch Medien und Popkultur mehr Gewicht bekommt“, meint Max, der drei Jahre brauchte, um sich von seiner Ex-Freundin zu lösen. „Es sollte noch mehr davon geben.“ Gewalterfahrungen müssten dabei nicht immer zwingend die Hauptrolle spielen, wie bei „Rentierbaby“, glaubt er – es wäre auch hilfreich, wenn Übergriffe gegen Männer etwa in Nebensträngen oder einzelnen Szenen von Filmen thematisiert würden.

Die Netflix-Serie hat viele Diskussionen ausgelöst und Menschen berührt. „Ich fühlte mich völlig bloßgestellt, als hätte jemand alle meine Geheimnisse ausgegraben, mich nackt ausgezogen (...) und mitten in ein volles Stadion gestellt“, beschreibt ein Nutzer auf der Onlineplattform Reddit sein Erlebnis, „Rentierbaby“ mit Freunden anzusehen. „Wäre ich allein gewesen, hätte ich mich in Tränen aufgelöst und zusammengerollt, aber ich saß einfach da und tat so, als würde es mich nur ein bisschen anfassen.“ Es falle ihm sehr schwer, über seine Probleme zu reden, Dinge zuzugeben, sich wirklich zu öffnen. „Rentierbaby“, glaubt er, habe viele Männer mit ähnlichen Erfahrungen beeinflusst, auch weil der von Richard Gadd gespielte Hauptcharakter Donny kein „perfektes Opfer“ sei, sondern „ein echter, unvollkommener Mensch“.

ÜBER GEWALTERFAHRUNGEN REDEN

Spezielle Beratungsangebote oder Schutzhäuser eigens für Männer sind weltweit rar, und viele Männer scheuen sich, Hilfe zu suchen. Psychologe Sufke, der in Deutschland das Hilfetelefon Gewalt an Männern mit aufgebaut hat, be-

obachtet, dass Männer sich aufgrund traditioneller Rollenbilder meist noch schwerer als Frauen damit tun, über ihre Gewalterfahrungen zu reden. Sie entscheiden sich auch deutlich seltener für Therapien.

„Sich als Opfer zu definieren und Hilfe zu suchen, ist wie ein Einschnitt in die eigene Männlichkeit“, sagt Süfke. „Die größte Hürde ist es, sich das vor sich selbst einzugestehen.“ Doch Sprachlosigkeit und Einsamkeit können lebensgefährlich sein: Die globale Suizidrate von Männern ist deutlich höher als bei Frauen. Niedrigschwellige Ansätze wie „Walk and Talk“, die traditionelle Therapien durch Aktivitäten wie Spaziergänge ersetzen und bei denen nicht die ganze Zeit direkter Augenkontakt notwendig ist, sollen Männern Ängste nehmen.

„Spezielle Beratungsangebote oder Schutzhäuser eigens für Männer sind weltweit rar, und viele Männer scheuen sich, Hilfe zu suchen.“

DAS SCHWEIGEN BRECHEN

Einige Initiativen versuchen auch, Jungen und Männer über Social Media oder Gaming-Plattformen zu erreichen. Der Brite Jeremy Indika klärt beispielsweise auf verschiedenen Social-Media-Plattformen, aber auch in Podcasts, über Kindesmissbrauch auf. Er will sichtbar machen, dass viele Jungen wie Mädchen sexualisierte Gewalt erleben – ohne dass man es ihnen zwingend anmerken kann. Auch bei ihm fiel lange niemandem auf, dass er als Achtjähriger von einem älteren Mann missbraucht wurde. „Ich war gut in der Schule, hatte einen großen Freundeskreis, war in der Klasse sehr offen und galt als mutig und kontaktfreudig“, schreibt Indika auf seiner Website. „Niemand hätte ahnen können, was ich durchgemacht hatte. Es war, als hätte ich es tief in mir vergraben.“

Mit 25 Jahren begannen bei Indika die Flashbacks, Erinnerungen an die Übergriffe kamen zurück. Als er sich online auf die Suche nach anderen Betroffenen machte, spürte er: Das Problem ist riesig, weltweit. Indikas digitale Initiative „Something to say“ bietet Menschen, die als Kinder oder Jugendliche missbraucht wurden, eine Plattform. Sie zeigen Gesicht – und wollen so das Schweigen rund um Kindesmissbrauch brechen.

Der Psychologe Elias Jessen forscht an der Berliner Charité als Doktorand zu Kommunikationsangeboten für junge Männer. Er fordert, den Fokus noch viel stärker auf digitale Aufklärung zu verlagern – dorthin, wo junge Männer im Internet unterwegs sind. Auf einer Gaming-Plattform wie Twitch könnten in lockerer Atmosphäre auch ernste Themen gut verpackt werden, meint Jessen. Dort, auf Kanälen wie TikTok und YouTube sowie in einem Podcast, diskutiert er über Gaming und Popkultur, aber eben auch über mentale Gesundheit, Beziehungen und Gewalt. Sein Ziel: junge Männer durch eine nahbare, authentische Ansprache zu erreichen, ohne zu intellektuell oder ernsthaft zu sein.

Wie Jessen berichtet, ist das Feedback positiv. Einige Männer hätten ihm zurückgemeldet, sie würden jetzt anders über mentale Gesundheit nachdenken. Manche überlegten sogar, eine Therapie zu beginnen.

LINKS

Betroffene von Gewalt und sexuellem Missbrauch finden Hilfsangebote im bundesweiten Hilfe-Portal Sexueller Missbrauch, ein Angebot der Unabhängigen Bundesbeauftragten gegen sexuellen Missbrauch von Kindern und Jugendlichen:

<https://www.hilfe-portal-missbrauch.de/startseite>

Hilfsangebote für Männer, die Gewalt erfahren haben:

Hilfetelefon Gewalt an Männern: maennerhilfetelefon.de

Männergewaltschutz: maennergewaltschutz.de/beratungsangebote/hotlines-hilfeportale

Jeremy Indikas Initiative „Something to say“:

jeremyindika.com/stories

Elias Jessen auf Twitch: twitch.tv/eliasundmicka



SONJA PETERANDERL

ist Journalistin und Gründerin von BuzzingCities Lab, einem Thinktank, der sich mit digitaler Innovation, Sicherheit und organisierter Kriminalität beschäftigt.

euz.editor@dandc.eu

Foto: picture alliance/Newscom/Will Oliver

Die Kettensäge, die Argentinien's Präsident Javier Milei Tech-Milliardär Elon Musk bei der Conservative Political Action Conference im Februar geschenkt hat.

AUTORITARISMUS

Die Kettensägen-Männer

Nach jahrzehntelangen Erfolgen auf dem Weg zur Genderngerechtigkeit sind sie nun wieder da: Männer in Machtpositionen, für die Männlichkeit und autoritäre Führung zusammengehören. Dieser autoritäre Maskulinismus hält weder starke Frauen noch nicht-binäre Geschlechtsidentitäten aus – und auch keine demokratischen Gesellschaften.

VON BIRGIT SAUER

Starke Männer in der Politik scheinen wieder in Mode gekommen zu sein. Sie inszenieren sich als erfolgreiche Sieger im Fernsehen, in Magazinen und Tageszeitungen, vor allem aber auch in den sozialen Medien. Nach Jahren des Fortschritts bei der Gleichstellung von Frauen in Gesellschaft und Politik und obwohl eine beachtliche Anzahl von Frauen politische Führungsämter übernimmt, ist Staatlichkeit wieder sichtbarer „bemannt“.

Diese Staatsmännlichkeit trägt oft tragische oder lächerliche Züge, wie das clowneske Grimassieren des amerikanischen Präsidenten Donald Trump. Sie kommt muskulär daher, wie

beim russischen Präsidenten Wladimir Putin, der mit nacktem Oberkörper auf einem Pferd posiert. Sie stellt Ansprüche an ideale Körper, an männliche Standards körperlicher Stärke. Pete Hegseth, der sich seit Neuestem Kriegsminister nennt, sagte in einer Ansprache vor amerikanischen Generälen im September: „An entire generation of generals and admirals were told that they must parrot the insane fallacy that ‚our diversity is our strength‘. (...) They were told females and males are the same thing, or that males who think they're females is (sic) totally normal.“ Oder sie ist schlicht brachial und zerstörend, zur Schau gestellt etwa beim Kettensägenauftritt des argentinischen Präsidenten Javier Milei.

Diese „strongmen“ in Staatsämtern eint ihr Hang zu übersteigerter Männlichkeit, zu Maskulinität also, aber auch zu Autoritarismus, zu meist rechten Vorstellungen von natürlicher Ungleichheit und Hierarchien zwischen Menschen, von Herrschaft über andere Menschen, freilich auch über andere Staaten. Beziehungen werden für sie durch Disziplin, Unterwerfung und Gewalt(-Androhung) konstituiert. In ihren maskulinistisch-autoritären Gesten stellen politische strongmen körperliche sowie nationale und staatliche Stärke zur Schau. Dies läuft Gefahr, in Krieg als politischem Mittel der Auseinandersetzung zu münden: Nicht nur Putin und Trump, sondern auch etwa der türkische Präsident Recep Tayyip Erdoğan und Israels Ministerpräsident Benjamin Netanyahu versuchen innenpolitisch, ihre autoritären Machtpositionen zu halten oder auszuweiten, indem sie kriegerische Stärke zeigen.

„Demokratische Staatlichkeit wird – um im Bild zu bleiben – zersägt und soll durch maskulinistische Führerschaft ersetzt werden.“

In Deutschland repräsentieren vor allem Vertreter der rechtsextremistischen Partei Alternative für Deutschland (AfD), zweitstärkste Kraft in der Bundestagswahl 2025, diese Vorstellungen. Björn Höcke und Maximilian Krah sind prominente Politiker der Partei und liefern zahlreiche Beispiele. So wirft Höcke deutschen Männern in seinem Buch etwa vor, zu „Weicheiern“ geworden zu sein. Bereits vor zehn Jahren rief er sie dazu auf, ihre „Männlichkeit“ wiederzuentdecken, indem sie „wehrhaft“ werden. Ähnlich wie Hegseth propagiert er das Militär als Schule der Männlichkeit. Krah stellt auf TikTok fest, dass „softe“ Männer keine Partnerin finden – er wolle „echte Männer“ sehen, „Patrioten“, die „rechts“ sind.

SCHWACHE FRAUEN ALS PENDANT

Dieser autoritäre Maskulinität – Fachleute nennen ihn „protective masculinity“ – benötigt ein Pendant: eine schwache, beschützenswerte Frau, die in traditionellen patriarchalen und heterosexuellen Verhältnissen den Mann versorgt und die freilich auch sexuell unterworfen werden kann. Autoritär-rechte Akteur*innen mobilisieren deshalb gegen die neoliberale Ansprache von Frauen als Erwerbstätigen und propagieren traditionelle Rollen wie Mutter und Hausfrau. Das tun nicht nur Männer: Influencerinnen, die sich selbst als „tradwives“ (Kurzform für „traditional wife“) bezeichnen, verdienen mit letzterem Modell ihr Geld.

Manchen Männern geht die Unterwerfung der Frau noch nicht weit genug. Tech-Milliardäre wie Elon Musk und Peter Thiel hegen maskulinistische Allmachtsphantasien. Manche Fachleute und Aktivist*innen sehen darin die Gefahr für neuartige bevölkerungspolitische und sogar eugenische Projekte (Rumberger und Darnovsky, 2023) – für die es womöglich gar keine Frauen mehr braucht.

Autoritäre Männlichkeit kann auch Geschlechteruneindeutigkeit nicht aushalten. Sie inszeniert sich als Gegenbild zum Verschwimmen eindeutiger Grenzen zwischen zwei distinkten Geschlechtern. Es scheint beinahe überflüssig zu betonen, dass in allen Ländern mit solchen Männern in Führungsämtern das Existenzrecht von trans*Personen infrage gestellt wird. In manchen wird regelrecht Jagd auf sie gemacht, ein sicheres Leben ist nicht möglich.

MÄNNER ALS OPFER

Ein solches rechtsautoritäres Männerbild entsteht nicht von allein. Dafür braucht es vielmehr eine aktive „maskulinistische Identitätspolitik“. Rechte Diskurse fordern nicht nur die Wiederherstellung traditioneller Geschlechterkonstellationen, sondern sie konstruieren Männer als Opfer der Gleichstellungsbestrebungen, als Opfer, die gerettet werden müssen. Die Erzählung lautet: Männer befinden sich in einer Notsituation, in der sie ihre gesellschaftliche Stellung verlieren könnten, und haben daher ein legitimes Recht auf Gegenwehr, wenn nötig mit Aggressivität und Gewalt. Die rechte politische Kommunikation enthält dementsprechend das Versprechen, dass eine charismatisch maskulinisierte Führungsperson den vielbeschworenen „kleinen Mann auf der Straße“ erhöhen und ihm neue (Selbst-)Sicherheit verschaffen könne.

Allerdings verlangt dies Unterwerfung. Autoritär-rechte Akteure greifen dafür die widersprüchlichen Situationen – wie die Prekarisierung der männlichen Erwerbsarbeit und die gleichzeitige Ermutigung von Frauen zur Erwerbsarbeit – auf, die der Neoliberalismus kreiert hat. Die ständigen Gefühle der Verunsicherung, Überforderung und Entrechtung, die sich durch jene gesellschaftlichen Veränderungen unter einigen Männern breitgemacht haben, führen zu einem Sicherheitsbestreben, das diese Akteure durch Führung, Disziplin, Hierarchie, Unterordnung, Kontrolle und Ausgrenzung bedienen.

ENTDEMOKRATISIERUNG DURCH MASKULINISMUS

Wie hängen nun diese Männlichkeitsbilder mit globalen Tendenzen der Autoritarisierung und Entdemokratisierung zusammen? Sicher müssen die unterschiedlichen nationalen Kontexte beachtet werden, aber es zeigen sich trotz aller Differenzen gemeinsame Muster. Die Betonung von

muskulärer und soldatischer Männlichkeit ist zum einen ein Einsatz im Kampf um neue Formen „hegemonialer Männlichkeit“ (Connell und Messerschmidt, 2005), also auch um neue Geschlechterverhältnisse. Denn diese Männlichkeit ist relational, sie muss sich von Weiblichkeit abgrenzen, muss sie unterwerfen. Die Gleichstellungsbemühungen der vergangenen Dekaden sollen deshalb zurückgenommen werden, um zugleich eine autoritäre Stabilität, etwa in hierarchischen Geschlechterverhältnissen, zu etablieren.

Der Kampf um neue Männlichkeitsbilder ist zum anderen ein zentraler Aspekt der Auseinandersetzungen um kulturelle Hegemonie, politische Autorität und Macht zu einem Zeitpunkt, an dem die neoliberale Ära durch Krisen gekennzeichnet ist, die globale Wirtschaft ins Stocken gerät und die Welt neu geordnet wird. Paradigmatisch ist hierfür der bisher ökonomische Konflikt zwischen den USA und China. Maskulinistische Identitätspolitik verknüpft sich mit nationalistischer Identitätspolitik. Neoliberale Globalisierung ist am Ende, nationalistische Identität wird betont: „Make America Great Again“. Diese Vorstellung enthält exklusive Angebote der Zugehörigkeit aufgrund von Nationalität oder Geschlecht. Sie propagiert eine maskulinistische Vergemeinschaftung, also ein Zusammenleben, in dem (starke) Männer das Sagen haben und in dem es damit keine staatlichen Strukturen und Regeln mehr braucht.

Politische Männlichkeit in ihrer übersteigerten Form des Maskulinismus ist also nicht allein eine individuelle – oftmals narzisstische – Repräsentation, sondern sie ist Teil einer gezielten Strategie in der aktuellen Suche nach neuen Gesellschaftsmodellen und politischen Regulierungen im Kontext einer tiefen Krise des Neoliberalismus. In diesen Auseinandersetzungen sollen autoritäre, also disziplinierende, hierarchische und führerzentrierte „Lösungen“ für die Transformationskrisen des Neoliberalismus durchgesetzt und im Alltag der Menschen verankert werden.

Liberal-demokratische Verfahren behindern diesen gesellschaftlichen und staatlichen Umbau. Die seit dem Zweiten Weltkrieg geltende Ordnung wird aufgelöst, demokratische Staatlichkeit wird – um im Bild zu bleiben – zersägt und soll durch maskulinistische Führerschaft ersetzt werden. Auf internationaler Ebene könnte so eine globale Anarchie der Einzelstaaten entstehen, in der die Macht des Stärkeren transnationale und internationale Kooperationen ersetzt. Die Schwächung der UN wird nicht zuletzt durch die US-Regierung vorangetrieben. Sie – und nicht nur sie – rüstet für den Krieg, denn dieser wird in einer solchen Welt immer wahrscheinlicher.

Gibt es Alternativen zu diesen männlich-autoritären Dystopien? Die Auseinandersetzungen um eine neue nationa-

le Regulierung der Wirtschaft mit mehr oder weniger staatlichem Einfluss und eine neue globale Weltordnung sind bei Weitem nicht abgeschlossen. Es kann also noch eingegriffen werden. Dies verlangt einen erneuten Anlauf zu einem feministischen Kulturkampf gegen Rechts, gegen Maskulinismus und Autoritarismus. Feministische Bewegungen auf der ganzen Welt sind nach wie vor lebendig, nicht zuletzt in Lateinamerika oder Europa. Sie haben noch immer das Potenzial, dem zerstörerischen Maskulinismus etwas entgegenzusetzen.

LITERATUR

Brown, W., 2019: In the ruins of neoliberalism. The rise of antidemocratic politics in the West. New York, Columbia University Press.

Connell, R., und Messerschmidt, J. W., 2005: Hegemonic masculinity. Rethinking the concept. In: Gender & Society, 6, 829–859.

Mehring, K., Off, G., und Wojnicka, K., 2025: The populist radical right, the gender gap and protective masculinity across European countries. In: European Journal of Politics and Gender. doi.org/10.1332/25151088Y2025D000000101

Rumberger, A., und Darnovsky, M., 2023: Eugenics is back: In a range of new flavors. In: Science for the people, 26/1. magazine.scienceforthepeople.org/vol26-1-gender/eugenics/



BIRGIT SAUER

ist Professorin für Politikwissenschaft an der Universität Wien im Ruhestand.

birgit.sauer@univie.ac.at